Digitized by Google

Letzte Zusammenkunft Ludwig XVI. mit seiner Familie den 20. Januar 1793.

Digitized by Google

Unsere Zeit,

oder

geschichtliche Uebersicht

der

merkwürdigsten Ereignisse
von 1789—1830,

nach den

vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Werken bearbeitet

von einem

ehemaligen Officiere der kaiserlich französischen Armee.

Supplement-Heft
Nr. IV.

Stuttgart,
gedruckt bei C. F. Wolters.
1827.

Digitized by Google

Tagebuch von Clery,

Kammerdiener des Königs Ludwig XVI.

über die Zeit der Gefangenschaft dieses Monarchen im Tempel,

nebst dessen letzten Lebensstunden

von

Edgeworth von Firmont,

und einer

Erzählung der im Tempel vorgefallenen Ereignisse

von

Madame, der Tochter des Königs,
jetziger Dauphine von Frankreich.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tagebuch von Clery.

Ich habe den König und seine erlauchte Familie fünf Monate hindurch im Tempelthurme bedient, und trotz der strengen Aufsicht der Municipal-Beamten, die als Wächter daselbst aufgestellt waren, ist es mir gelungen, theils schriftlich, theils durch andere Mittel, einige Bemerkungen über die im Innern dieses Gefängnisses vorgefallenen Hauptereignisse zu sammeln.

Indem ich nun diese Bemerkungen in die Form eines Tagebuchs bringe, geht meine Absicht nicht sowohl dahin, selbst Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen, als vielmehr denjenigen, welche die Geschichte des bejammernswerthen Endes Ludwigs XVI. schreiben werden, Stoff an die Hand zu geben.

Da ich allein von der schmählichen Behandlung, die dem König und seiner unglücklichen Familie widerfuhr, fortwährend Zeuge war, so kann auch ich allein sie beschreiben, und deren genaue Wahrheit bekräftigen; ich werde daher die Thatsachen ohne

Schminke, ohne irgend einige Bemerkung, und unpartheiisch darstellen.

Gegenwärtiges Tagebuch beginnt mit der Epoche des 10. Augusts, jenes gräuelvollen Tages, wo einige Menschen einen vierzehnhundert-jährigen Thron umstürzten, ihren König einkerkerten und Frankreich in einen Abgrund von Unglück stürzten.

Ich hatte am 10. August den Dienst bei dem Dauphin. Schon am 9ten Morgens war die Gährung unter dem Volk auf das Höchste gestiegen; in ganz Paris bildeten sich Gruppen, und man erhielt in den Tuilerien zuverlässige Kenntniß von dem Plane der Verschwornen. Um Mitternacht sollte in der ganzen Stadt die Sturmglocke geläutet werden, und die Marseiller, im Verein mit den Bewohnern der Vorstadt St. Antoine, sich sogleich in Marsch setzen, um das Schloß zu belagern.

Am 9ten Abends um halb neun Uhr, nachdem ich das Nachtlager des Dauphins besorgt hatte, verließ ich die Tuilerien, um, wo möglich, die öffentliche Stimmung kennen zu lernen. Die Schloßhöfe waren mit ungefähr 5000 Nationalgarden von verschiedenen Sectionen angefüllt, die den König zu vertheidigen geneigt waren. Ich ging nach dem Palais-Royal, wo ich beinahe alle Ausgänge verschlossen fand: es standen daselbst Nationalgarden unter dem Gewehr, die im Begriffe waren, nach den Tuilerien zu marschiren, um die ihnen vorangegangenen Batail-

Digitized by Google

lone zu unterstützen; aber ein von den Aufwieglern in Bewegung gesetzter Volkshaufe füllte die benachbarten Straßen an, und sein Geschrei wiederhallte von allen Seiten.

Gegen eilf Uhr ging ich durch die Gemächer des Königs in das Schloß zurück. Seine Hofleute und Bedienten versammelten sich daselbst voll Unruhe. Ich ging in das Zimmer des Dauphins, wo ich einen Augenblick nachher in allen Quartieren von Paris die Sturmglocke läuten und den Generalmarsch schlagen hörte. Ich blieb mit der Kammerfrau der Königin, Madame St. Brice, bis fünf Uhr Morgens in dem Saal. Um sechs Uhr ging der König in die Schloßhöfe hinab und musterte die Nationalgarden und die Schweizer, die ihn zu beschützen schwuren. Dem Könige folgte die Königin mit ihren Kindern. Man hörte in den Gliedern einige aufrührerische Stimmen, die aber bald durch das tausendmal wiederholte Geschrei: „Es lebe der König! Es lebe die Nation!" erstickt wurden.

Der Angriff auf die Tuilerien schien noch nicht nahe zu seyn; ich ging zum zweitenmal aus, und längs den Quais hin bis zur Neuen Brücke. Ueberall stieß ich auf zusammengerottete bewaffnete Menschen, deren schlimme Absichten nicht zu verkennen waren; sie trugen Piken, Heugabeln, Beile, Halbmonde. Das Bataillon der Marseiller marschirte in größter Ordnung mit seinen Kanonen, mit brennenden Lun-

Digitized by Google

ten: es forderte das Volk auf, ihm zu folgen, um ihm, wie es sagte, den Tyrannen aus seinem Quartiere vertreiben zu helfen, und dessen Absetzung in der Nationalversammlung zu proclamiren. Da ich nur zu gewiß wußte, was vorgehen würde, so eilte ich vor diesem Bataillon voraus, und begab mich alsbald nach den Tuilerien zurück. Ein zahlreiches Corps Nationalgarden zog sich in Verwirrung durch das Gartenthor, der Neuen Brücke gegenüber, heraus. Auf dem Gesichte der meisten drückte sich Schmerz aus. Mehrere sagten: „Wir haben heute früh geschworen, den König zu vertheidigen, und im Augenblick, wo er die größte Gefahr läuft, lassen wir ihn im Stich.“ Die andern, von der Partei der Verschwörer, schmähten und bedrohten ihre Cameraden, und zwangen sie, sich zu entfernen. So ließen sich die Guten von den Aufrührern meistern, und diese strafbare Schwäche, welche bis jetzt alle Uebel der Revolution erzeugt hatte, war auch der Anfang der Unglücksfälle dieses Tages.

Nach manchen Versuchen, in das Innere des Pallastes zu dringen, wurde ich von dem Schweizer an einer der Pforten erkannt, und es glückte mir, hinein zu kommen. Ich ging sogleich nach dem Gemache des Königs, und bat einen seiner Bedienten, Se. Majestät von Allem, was ich gehört und gesehen hatte, in Kenntniß zu setzen.

Um sieben Uhr vermehrte sich die Unruhe durch

die Feigheit einiger Bataillone, welche nach und nach die Tuilerien verließen. Diejenigen von den Nationalgarden, welche auf ihrem Posten blieben, ungefähr 4—500 Mann, zeigten eben so viel Treue als Muth; sie wurden ohne Unterschied mit den Schweizern im Innern des Pallastes, auf den verschiedenen Treppen, und bei allen Ausgängen aufgestellt. Da diese Truppen die Nacht hindurch gar nichts genossen hatten, so beeilte ich mich nebst einigen andern Dienern des Königs, ihnen Brod und Wein zu reichen, indem ich ihnen zusprach, doch ja die königliche Familie nicht zu verlassen. Jetzt übertrug der König das Commando über das Innere seines Pallastes dem Marschall von Mailly, dem Herzog von Chatelet, dem Grafen von Puysegür, dem Baron von Viomenil, dem Grafen von Hervilly, dem Marquis von Pújet, u. s. w. Die Hofleute und die Dienerschaft wurden, nachdem sie geschworen hatten, den König bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, in die verschiedenen Säle vertheilt. Wir waren unserer etwa drei bis vierhundert, hatten aber keine andern Waffen, als Degen oder Pistolen.

Um acht Uhr wurde die Gefahr dringender. Die gesetzgebende Versammlung hielt ihre Sitzungen in dem, gegen den Garten der Tuilerien zu liegenden Gebäude der Reitschule. Der König hatte verschiedene Botschaften an sie erlassen, um sie von der La-

Digitized by Google

ge, worin er sich befand, in Kenntniß zu setzen, und sie zu ersuchen, eine Deputation, die ihm mit Rath an die Hand gienge, zu ernennen. Die Versammlung, vor deren Augen doch die Anstalten zum Angriff auf das Schloß getroffen wurden, hatte gar keine Antwort ertheilt.

Einige Augenblicke nachher sah man das Departement von Paris nebst mehreren Municipal-Beamten, den damaligen General-Procurator-Syndicus Röderer an der Spitze, hereintreten. Röderer, ohne Zweifel mit den Verschwornen einverstanden, drang nachdrücklich in Se. Majestät, sich mit ihrer Familie in die Versammlung zu begeben: er versicherte, daß der König sich nicht mehr auf die Nationalgarde verlassen könnte, und daß, wenn er in seinem Pallaste bliebe, weder das Departement noch die Municipalität von Paris für seine Sicherheit hafteten. Der König hörte ihn mit Fassung an; er begab sich mit der Königin, den Ministern und einigen wenigen andern Personen wieder in sein Zimmer, und bald darauf verließ er es, um sich mit seiner Familie in die Versammlung zu begeben. Er war von einer Abtheilung Schweizer und Nationalgarden umgeben. Von allen Personen, die im Dienste waren, erhielten bloß die Prinzessin Lamballe und die Gouvernante der königlichen Prinzen, Marquise von Tourzel, die Erlaubniß, der königlichen Familie zu folgen. Madame von Tourzel mußte, um

den jungen Prinzen nicht zu verlassen, ihre siebenzehnjährige Tochter in den Tuilerien, mitten unter den Soldaten, zurücklassen. Es war damals um neun Uhr.

Da ich in den Zimmern zu bleiben genöthigt war, so erwartete ich mit Schrecken den Erfolg von dem Schritte des Königs: ich stand an den, in den Garten hinausgehenden Fenstern. Schon war die königliche Familie eine halbe Stunde in der Versammlung, als ich auf der Terrasse der Feuillants vier auf Piken gesteckte Köpfe gewahr ward, welche man gegen den Ort, wo die Versammlung ihre Sitzungen hielt, hintrug.

Dieß war, wie mir dünkt, die Losung zum Angriff auf das Schloß, denn zu gleicher Zeit ließ sich ein furchtbares Kanonen- und Gewehrfeuer hören. Der Pallast wurde von Flinten- und Kanonenkugeln durchlöchert. Da der König nicht mehr daselbst war, so war Jeder nur auf seine eigene Sicherheit bedacht; allein sämmtliche Ausgänge waren verschlossen, und ein gewisser Tod wartete unserer. Ich rannte nach allen Seiten; schon waren die Gemächer und die Treppen mit Todten bedeckt; jetzt entschloß ich mich, durch ein Fenster im Zimmer der Königin auf die Terrasse hinabzuspringen, und gieng eilends durch das Parterre hindurch, um die Dreh-Brücke (Pont-Tournant) zu erreichen. Eine starke Abtheilung von Schweizern, die mir vorausgegangen war, sammelte

ſich unter den Bäumen. Da ich nun zwiſchen zwei Feuer kam, ſo gieng ich wieder rückwärts, um die neue Treppe der Terraſſe am Ufer des Waſſers zu erreichen: ich wollte auf den Quai hinabſpringen, woran ich [illegible] durch das unaufhörliche Feuer, das von der Königs-Brücke herkam, verhindert ward. Ich ging auf derſelben Seite vorwärts bis an die Pforte des Gartens des Dauphins; hier zogen eben die Marſeiller, welche kurz zuvor mehrere Schweizer ermordet hatten, ſolche aus. Einer derſelben kam auf mich zu, einen blutigen Degen in der Hand. „Wie, Bürger," ſagte er, „Du biſt ohne Waffen? nimm dieſen Degen, und hilf uns metzeln." Ein anderer Marſeiller bemächtigte ſich deſſen. Ich war wirklich unbewehrt, und in einen ſchlichten Frack gekleidet; hätte irgend etwas verrathen, daß ich zur königlichen Dienerſchaft gehörte, ſo wäre ich nicht entronnen.

Einige Schweizer, denen nachgeſetzt wurde, flüchteten ſich in einen nicht weit von da entfernten Stall, in den ich mich nun ſelbſt auch verſteckte: jene Schweizer wurden bald darauf neben mir ermordet. Auf das Geſchrei dieſer unglücklichen Schlachtopfer kam der Eigenthümer des Hauſes, Herr Dreux, herbei; dieſen Augenblick benützte ich, um in ſeine Wohnung hineinzugehen, und, ohne mich zu kennen, baten Herr Dreux und ſeine Gattin mich, ſo lange zu verweilen, bis die Gefahr vorüber wäre. Ich hatte in meiner Taſche einige Briefe, Tagblätter, welche an den kö-

niglichen Prinzen addressirt, und eine Einlaß-Charte in die Tuilerien, worauf mein Name und die Natur meines Dienstes bemerkt waren; durch diese Papiere hätte ich können erkannt werden; ich hatte kaum noch Zeit, sie wegzuwerfen. Sogleich kam ein bewaffneter Trupp, um das Haus zu durchsuchen und sich zu versichern, ob keine Schweizer daselbst versteckt wären. Herr Dreux rieth mir, zu thun, als ob ich an Zeichnungen arbeitete, die auf einer großen Tafel lagen. Nachdem sie vergebens nachgesucht hatten, hielten diese Menschen, deren Hände von Blut gefärbt waren, inne, und erzählten nun kaltblütig ihre Mordthaten. Ich blieb in diesem Zufluchtsort von Morgens 10 Uhr bis Abends vier Uhr, indem ich das Schauspiel der Gräuelthaten, die auf dem Platze Ludwigs XV. begangen wurden, vor Augen hatte. Einige Leute mordeten, andere schnitten die Köpfe der Leichname ab; Frauenzimmer, aller Schaam vergessend, verstümmelten sie, rissen Stücke davon ab, und trugen sie im Triumph einher.

Mittlerweile flüchtete sich die Kammerfrau des Dauphins, Madame von Rambaut, die der Metzelei in den Tuilerien nur mit Mühe entronnen war, gleichfalls in dieses Haus; durch einige Zeichen verständigten wir uns über das zu beobachtende Stillschweigen. Die Söhne unseres Wirths, welche in diesem Augenblick aus der National-Versammlung kamen, benachrichtigten uns, daß der König, seiner

Funktionen vorläufig entsetzt, nebst seiner Familie in der Loge des Redacteurs des Logographen genau bewacht werde, und daß es unmöglich sey, sich ihm zu nähern.

Ich entschloß mich nun, meine Frau und meine Kinder in einem Landhause, fünf Stunden von Paris, das ich seit zwei Jahren bewohnte, wieder zu besuchen; allein die Barrieren waren verschlossen, und ich durfte Madame von Rambaut nicht verlassen. Wir kamen überein, die Straße nach Versailles, wo sie wohnte, einzuschlagen; die Söhne unseres Wirths begleiteten uns. Wir gingen über die Brücke Ludwigs XVI., welche mit nackten Leichnamen bedeckt war, die durch die große Hitze bereits in Fäulniß übergegangen waren, und nach mancherlei Gefahren entkamen wir durch eine nicht bewachte Breche aus Paris.

Auf der Ebene von Grenelle begegneten wir Bauern zu Pferd, die, von Weitem uns mit ihren Waffen drohend, schrieen: „Halt, oder den Tod!" Einer derselben, der mich für einen Gardisten des Königs hielt, zielte nach mir, und war im Begriff, auf mich abzudrücken, als ein anderer vorschlug, uns nach der Municipalität von Vaugirard zu bringen. „Es sind ihrer schon zwanzig dort," sagte er, „es wird mehr Kopfabhackens geben." Nachdem wir auf der Municipalität angelangt waren, wurden unsere Gastwirthe erkannt: der Maire verhörte mich. „Warum

bist Du bei der Gefahr des Vaterlands nicht auf Deinem Posten? Warum verläßt Du Paris? Das kündigt schlimme Absichten an." — „Ja, ja," schrie der Pöbel, „ins Gefängniß mit den Aristokraten! ins Gefängniß!" „Eben deßwegen," erwiederte ich, „weil ich mich auf meinen Posten begeben wollte, habt ihr mich auf der Straße von Versailles, wo ich wohne, getroffen; dort ist mein Posten, wie der eurige hier." —

Madame von Rambaut wurde gleichfalls verhört: unsere Wirthe versicherten, daß wir die Wahrheit sagten, und man stellte uns Pässe aus. Ich muß der Vorsehung dafür danken, daß ich nicht in das Gefängniß von Vaugirard gebracht wurde; man hatte eben zwei Gardisten des Königs daselbst eingesperrt, die nachher in die Abtei gebracht, und am folgenden 2ten September daselbst ermordet wurden.

Von Vaugirard nach Versailles hielten uns jeden Augenblick Streifwachen von bewaffneten Leuten an, um unsere Pässe zu untersuchen. Ich geleitete Madame von Rambaut zu ihren Verwandten, und reiste dann sogleich ab, um mich in den Schooß meiner Familie zu begeben. Der Fall, den ich beim Hinausspringen aus einem Fenster der Tuilerien gethan hatte, die Ermüdung von einer zwölfstündigen Reise, und das schmerzvolle Nachdenken über die so eben vorgefallenen beweinenswürdigen Ereignisse, hatten mich dergestalt angegriffen, daß ich von einem heftigen

Digitized by Google

Fieber befallen wurde. Ich hütete drei Tage lang das Bett; da ich jedoch mit Ungeduld das Schicksal des Königs zu erfahren wünschte, so überwand ich mein Uebel und kam nach Paris zurück.

Den 13ten Abends erfuhr ich bei meiner Ankunft, daß die königliche Familie, nachdem sie seit dem 10ten in den Feuillants eingeschlossen gewesen war, so eben in den Tempel abgeführt worden sey, daß der König zu seinem Dienste den Herrn von Chamilly, seinen ersten Kammerdiener, erwählt habe, und daß Herr Hüe, Thürhüter an des Königs Gemach, welcher zum ersten Kammerdiener des Dauphins bestimmt worden, diesen jungen Prinzen zu bedienen hätte. Die Prinzessin Lamballe, die Marquisin von Tourzel und Pauline von Tourzel hatten die Königin begleitet. Die Kammerfrauen Thibaut, Bazire, Navarre und Saint-Brice waren den drei Prinzessinnen und dem jungen Prinzen gefolgt.

Ich verlor jetzt alle Hoffnung, meinen Dienst bei dem Dauphin ferner zu versehen, und wollte mich eben auf das Land begeben, als ich den sechsten Tag nach des Königs Gefangenschaft benachrichtigt wurde, daß man in der Nacht alle Personen, die sich im Thurme bei der königlichen Familie befanden, aufgehoben, und sie, nachdem sie in dem Gemeinderathe von Paris verhört worden, nach dem Gefängnisse La Force gebracht habe, mit Ausnahme des Hrn. Hüe, wel-

welcher zur Bedienung des Königs nach dem Tempel zurückgeführt ward. Pethion, damals Maire von Paris, wurde beauftragt, zwei andere Personen vorzuschlagen. Auf die Nachricht von diesen Verfügungen entschloß ich mich, alle Mittel zu versuchen, um meinen Dienst bei dem jungen Prinzen wieder anzutreten. Ich stellte mich Pethion vor: er sagte mir, daß ich, als Angehöriger des königlichen Hauses, die Zustimmung des Gemeinderaths nicht erhalten würde; ich führte den Hrn. Hüe an, der von eben diesem Rath abgeschickt worden wäre, um den König zu bedienen; er versprach, eine Eingabe, die ich ihm zustellte, zu unterstützen; ich bemerkte aber, daß es vorläufig nöthig wäre, den König von meinem Schritte in Kenntniß zu setzen. Zwei Tage darauf schrieb er an den König folgendermaßen:

Sire!

„Der dem königlichen Prinzen von seiner Kindheit „an beigegebene Kammerdiener wünscht seinen Dienst „bei demselben fortzusetzen; da ich glaube, daß dieser „Antrag Ihnen angenehm seyn wird, so habe ich sei„nem Wunsch entsprochen. ꝛc.“

Se. Majestät erwiederte, daß sie meine Anstellung im Dienst ihres Sohnes genehmige; dem zu Folge ward ich in den Tempel geführt, man ertheilte mir Weisungen über die Art, wie man verlangte, daß ich mich benähme, und denselben Tag, am 26.

August, Abends um acht Uhr, ging ich in den Thurm hinein.

Es würde mir Mühe kosten, den Eindruck zu beschreiben, den der Anblick dieser erlauchten und unglücklichen Familie auf mich machte. Es war die Königin, die mich anredete, und nachdem sie sich auf die huldvollste Weise ausgedrückt hatte, fügte sie hinzu: „Sie werden meinen Sohn bedienen, und sich in Betreff unserer Angelegenheiten mit Herrn Hüe verständigen.“ Ich war so beklommen, daß ich kaum zu antworten vermochte.

Während des Nachtessens frugen mich die Königin und die Prinzessinnen, welche seit 12 Tagen ihre Kammerfrauen mißten, ob ich ihre Haare würde zurecht machen können; ich antwortete, daß ich Alles, was ihnen angenehm wäre, thun würde. Ein Municipalbeamter trat jetzt auf mich zu, und sagte ziemlich laut zu mir, daß ich in meinen Antworten behutsamer seyn sollte. Ich erschrack über dieses Vorspiel.

In den ersten acht Tagen beschränkte sich mein Dienst auf unbedeutende Verrichtungen. Ich wurde gewahr, daß ich von den Municipalbeamten unaufhörlich beobachtet wurde, die wegen eines Nichts Argwohn schöpften, weßhalb ich auf der Hut war.

Den 2. September herrschte große Gährung um den Tempel. Der König und seine Familie gingen, wie gewöhnlich, hinunter, um in dem Garten spazie-

ren zu gehen; ein Municipalbeamter, der ihnen folgte, sagte zu einem seiner Collegen: „Wir haben übel daran gethan, daß wir darein gewilligt haben, sie diesen Nachmittag spazieren zu führen.“ Ich hatte schon Morgens die Unruhe der Commissäre wahrgenommen: die königliche Familie mußte eilends umkehren; kaum aber war sie in dem Zimmer der Königin versammelt, so traten zwei Municipalbeamte, die keinen Dienst im Tempel zu versehen hatten, herein, und einer von ihnen, Namens Matthieu, ein ehemaliger Kapuziner, sagte zu dem König: „Sie wissen nicht, mein Herr, was vorgeht: das Vaterland ist in der größten Gefahr; der Feind ist in Champagne eingerückt; der König von Preußen marschirt auf Chalons los: Sie werden für alles Unglück haften, welches daraus entstehen kann. Wir wissen, daß wir, unsere Weiber, unsere Kinder, umkommen werden; allein das Volk wird gerächt werden, und Sie werden vor uns sterben; indessen ist es noch Zeit, und Sie können.....“ — „Ich habe Alles für das Volk gethan,“ erwiederte der König, „ich habe mir nichts vorzuwerfen.“ Eben dieser Matthieu sagte zu Herrn Hüe: „Der Gemeinderath hat mich beauftragt, Sie in Verhaftstand zu setzen.“ — „Wen?“ frug der König. — „Ihren Kammerdiener.“ Der König wollte wissen, was für eines Verbrechens man ihn anklagte, konnte aber nichts erfahren, weßhalb ihn sein Schicksal beunruhigte, und er ihn den beiden

Municipalbeamten dringend empfahl. Das kleine Cabinet, welches Herr Hüe inne hatte, wurde in seinem Beisеyn unter Siegel gelegt, und Abends um 10 Uhr ging er ab, nachdem er zwanzig Tage im Tempel zugebracht hatte. Beim Hinausgehen sagte mir Matthieu: „Sehen Sie sich wohl vor, daß es Ihnen nicht eben so ergeht.“

Einen Augenblick nachher berief mich der König; er händigte mir Papiere ein, die ihm Hr. Hüe übergeben hatte. Das unruhige Aussehen der Commissäre, das Geschrei des Volks in der Gegend des Thurms, setzten sein Herz in eine peinvolle Unruhe. Nachdem er sich niedergelegt hatte, hieß mich der König die Nacht bei ihm zubringen; ich stellte nun ein Bett neben das Sr. Majestät.

Den 3. September frug mich der König, ob ich Nachrichten von Hrn. Hüe erhalten hätte, und ob ich etwas von den Bewegungen in Paris wüßte. Ich erwiederte, daß ich während der Nacht einen Municipalbeamten sagen gehört habe, daß das Volk sich nach den Gefängnissen begebe, und daß ich weitere Erkundigungen einzuziehen suchen wolle. „Nehmen Sie Sich in Acht, daß Sie Sich nicht compromittiren,“ sagte der König zu mir, „denn sonst würden wir nicht allein bleiben, und ich besorge, ihre Absicht sey, Fremdlinge bei uns aufzustellen.“

Morgens um eilf Uhr, als der König mit seiner Familie im Zimmer der Königin beisammen war,

Digitized by Google

hieß mich ein Municipalbeamter in jenes des Königes hinaufgehen, wo ich Manuel und einige Mitglieder der Gemeinde antraf. Manuel frug mich, was der König zu Hrn. Hüe's Aufhebung sagte; ich antwortete, daß Se. Majestät deßhalb sehr unruhig wäre. „Es wird ihm nichts begegnen," sagte er; „allein ich bin beauftragt, dem Könige zu sagen, daß er nicht mehr zurückkommen, und daß der Rath seine Stelle ersetzen wird: Sie können ihm dieses melden." Ich bat ihn, mich dessen zu entheben, und fügte hinzu, daß der König ihn wegen mehrerer Gegenstände, deren die königliche Familie höchst benöthigt sey, zu sprechen wünschte. Manuel entschloß sich ungern, in das Gemach, wo Se. Majestät waren, hinabzugehen; er benachrichtigte dieselbe von dem Beschlusse der Gemeinde in Betreff Hrn. Hüe's, und kündigte ihr an, daß man eine andere Person schicken würde." „Ich danke Ihnen," erwiederte der König; „ich werde mich des Kammerdieners meines Sohnes, und falls sich der Rath dessen weigert, so werde ich mich selbst bedienen; ich bin dazu entschlossen." Der König sprach sodann mit ihm von den Bedürfnissen seiner Familie, der es an Linnenzeug und andern Kleidungsstücken mangelte. Manuel sagte, daß er dem Rath hierüber Bericht erstatten würde, und begab sich hinweg. Ich frug ihn, indem ich ihm das Geleit gab, ob die Gährung noch fortdauere; seine Antworten waren von der Art, daß

Digitized by Google

ich befürchtete, das Volk möchte gegen den Tempel anrücken. „Sie haben einen mißlichen Dienst übernommen," fuhr er fort; „verlieren Sie ja den Muth nicht."

Um Ein Uhr äußerten der König und seine Familie den Wunsch, spazieren zu gehen, was ihnen aber verweigert wurde. Während des Mittagsmahls hörte man das Wirbeln der Trommeln, und bald darauf das Geschrei des Pöbels. Die königliche Familie verließ bestürzt die Tafel und versammelte sich in dem Zimmer der Königin. Ich ging mit Tison und seiner Frau, die bei dem Dienst in dem Thurm angestellt waren, hinab, um zu Mittag zu speisen.

Kaum hatten wir uns niedergesetzt, so wurde ein Kopf auf einer Pike vor dem Fenster gezeigt. Tisons Frau stieß ein lautes Geschrei aus; die Mörder glaubten, die Stimme der Königin erkannt zu haben, und wir hörten das Gewieher dieser Barbaren. In der Meinung, daß Ihre Maj. sich noch bei der Tafel befände, hatten sie das Schlachtopfer so gestellt, daß es ihren Blicken nicht entgehen könnte: es war der Kopf der Prinzessin Lamballe; obschon blutig, war er gleichwohl nicht entstellt; ihre blonden noch aufgerollten Haare wallten um die Pike.

Ich rannte sogleich zu dem König. Der Schrecken hatte sein Gesicht dergestalt entstellt, daß die Königin es gewahr ward; es war daran gelegen, ihr die

Ursache zu verheimlichen: ich wollte bloß dem König oder Madame Elisabeth Nachricht ertheilen; allein die beiden Municipalbeamten waren zugegen. „Warum speisen Sie nicht zu Mittag?" sagte die Königin zu mir. — „Madame," antwortete ich, „ich befinde mich unpäßlich." In diesem Augenblicke trat ein Municipalbeamter in den Thurm hinein, und sprach sodann geheimnißvoll mit seinen Collegen. Der König frug sie, ob seine Familie in Sicherheit wäre. „Man sprengt aus," erwiederten sie, „daß Sie und Ihre Familie nicht mehr im Tempel seyen; man verlangt, daß Sie am Fenster erscheinen, wir werden es aber nicht zugeben; das Volk muß mehr Zutrauen zu seinen Magistratspersonen zeigen."

Unterdessen nahm das Geschrei von aussen zu; man vernahm sehr deutlich Schmähreden, die gegen die Königin gerichtet waren. Es kam noch ein anderer Municipalbeamter, begleitet von zwei Männern, welche das Volk abgeordnet hatte, um sich zu versichern, ob die königliche Familie im Tempel wäre. Einer derselben, in Nationalgarden-Uniform, der zwei Achselbänder trug, und mit einem großen Säbel bewaffnet war, drang darauf, daß die Gefangenen sich am Fenster zeigen sollten, welchem sich aber die Municipalbeamten widersetzten. Dieser Mensch sagte zu der Königin im rohesten Tone: „Man will Ihnen den Kopf der Lamballe verbergen, den man Ihnen brachte, um Ihnen zu zeigen, wie das Volk sich an

seinen Tyrannen rächt; ich rathe Ihnen, zu erscheinen, wenn Sie nicht wollen, daß das Volk heraufkomme." Auf diese Drohung sank die Königin in Ohnmacht: ich flog ihr zu Hülfe; Madame Elisabeth half mir, sie in einen Armsessel zu setzen, ihre Kinder zerflossen in Thränen, und suchten sie durch ihre Liebkosungen wieder zu beleben. Dieser Mensch wich nicht von der Stelle; der König sagte ihm mit Festigkeit: „Wir sind auf Alles gefaßt, mein Herr; allein Sie hätten sich die Mühe ersparen können, die Königin von dieser Gräuelthat zu benachrichtigen." Nun ging derselbe mit seinen Kameraden hinweg, ihr Zweck war erfüllt.

Als die Königin wieder zu sich selbst gekommen war, mischte sie ihre Thränen mit denen ihrer Kinder, und begab sich mit der königlichen Familie in das Zimmer der Madame Elisabeth, von wo aus man das Geschrei des Volkes weniger hörte. Ich blieb einen Augenblick im Zimmer der Königin, und indem ich zum Fenster hinaus durch die dabei angebrachten Binsen-Matten blickte, ward ich abermals den Kopf der Prinzessin Lamballe gewahr; derjenige, der ihn trug, war auf den Schutt von Häusern gestiegen, die man niederriß, um den Thurm zu isoliren; ein anderer neben ihm hielt auf der Spitze eines Säbels das ganz blutige Herz dieser Prinzessin. Sie wollten die Thüren des Thurmes einsprengen; ein Municipalbeamter, Namens Daujon, redete sie an,

und ich hörte sehr deutlich, wie er ihnen sagte: „Antoinettens Kopf gehört nicht euch, die Departemente haben Ansprüche darauf; Frankreich hat die Bewachung dieser großen Frevler der Stadt Paris anvertraut: euch gebührt es, uns sie bewachen zu helfen, bis die Nationalgerechtigkeit das Volk rächt.“ Erst nach einem Widerstand von einer Stunde brachte er es so weit, daß sie sich entfernten.

Am Abend desselben Tages sagte mir einer der Commissäre, daß der Pöbel versucht habe, mit der Deputation durchzudringen, und den nackten und blutigen Körper der Prinzessin Lamballe, der von dem Gefängnisse La Force bis an den Tempel geschleppt worden war, in den Thurm zu bringen; daß einige Municipalbeamte, nachdem sie gegen diesen Pöbel gestritten, ihm als Schutzwehr ein, mitten an der Haupt-Eingangspforte befestigtes dreifarbiges Band entgegengesetzt, — daß sie vergebens von der Pariser Gemeinde, von dem General Santerre und der National-Versammlung Hülfe begehrt hätten, um Anschläge zu vereiteln, die man nicht verheimlichte; und daß es sechs Stunden hindurch ungewiß gewesen wäre, ob die königliche Familie nicht würde ermordet werden. In der That war die Faktion noch nicht allmächtig: die Häupter, obschon über den Königsmord einig, waren es nicht über die Mittel, ihn auszuführen, und die Versammlung wünschte viel-

Digitized by Google

leicht, daß andere Hände, als die ihrigen, das Werkzeug der Verschwörer seyn möchten.

Bemerkenswerth ist, daß mich der Municipalbeamte, als er mit seiner Erzählung fertig war, fünf und vierzig Sous, welche das dreifarbige Band gekostet hatte, bezahlen ließ.

Abends um acht Uhr war in der Gegend des Thurmes Alles ruhig, aber es fehlte viel, daß in Paris dieselbe Ruhe herrschte, wo die Metzeleien vier oder fünf Tage lang fortdauerten. Als ich den König von den Bewegungen, die ich mit angesehen, und von den Umständen, die ich erfahren hatte, in Kenntniß setzte, frug er mich, welche von den Municipalbeamten am meisten Festigkeit gezeigt hätten, um das Leben seiner Familie zu vertheidigen; ich führte ihm Danjon an, der, ob er gleich Sr. Majestät nichts weniger als zugethan war, dem Ungestüm des Volkes Einhalt gethan hatte. Dieser Municipalbeamte kam erst vier Monate nachher zurück; der König, der sich an sein Verhalten erinnerte, bezeugte ihm seinen Dank.

Nachdem auf die Schreckensscenen, deren ich so eben erwähnt habe, einige Ruhe gefolgt war, setzte die königliche Familie die einförmige Lebensweise, die sie bei ihrem Eintritt in den Tempel angenommen hatte, fort. Zu besserem Verständniß der Umstände glaube ich hier eine Beschreibung des kleinen

Thurms, worin der König eingeschlossen war, machen zu müssen.

Er lehnte sich an den großen Thurm an, ohne innere Communikation, und bildete ein langes, von zwei kleinen Thürmen flankirtes Viereck; in einem dieser kleinen Thürme befand sich eine kleine Treppe, die von dem ersten Stockwerk ausging, und zu einer Gallerie auf der Plattform führte; in dem andern waren Cabinette, die mit jedem Stockwerk des Thurmes in Verbindung standen.

Das Hauptgebäude hatte vier Stockwerke. Das erste bestand aus einem Vorzimmer, einem Speisesaal und einem in dem kleinen Thurm angebrachten Cabinet, wo sich eine Bibliothek von zwölf bis fünfzehnhundert Bänden befand.

Das zweite Stockwerk war beinahe auf dieselbe Weise eingetheilt. Das größte Zimmer diente der Königin und dem Dauphin zum Schlafgemach; das zweite, von dem ersten durch ein kleines, sehr dunkles Vorzimmer getrennt, hatten die Tochter des Königs und Madame Elisabeth inne. Durch dieses Zimmer mußte man hindurch gehen, um in das, in dem kleinen Thurm angebrachte Cabinet zu gelangen, und dieses Cabinet, welches diesem ganzen Hauptgebäude zur Garderobe diente, war der königlichen Familie, den Municipalbeamten und den Soldaten gemein.

Der König wohnte im dritten Stock und schlief in dem großen Zimmer. Das in dem kleinen Thurm

angebrachte Cabinet diente ihm zum Lese-Cabinet. Neben an befand sich eine Küche, die von dem Zimmer des Königs durch ein kleines dunkles Gemach getrennt war, das die Herren Chamilly und Hüe bewohnt hatten, und woran die Siegel gelegt waren. Der vierte Stock war verschlossen. Zu ebener Erde befanden sich Küchen, wovon aber kein Gebrauch gemacht wurde.

Der König stand gewöhnlich Morgens um sechs Uhr auf; er rasirte sich selbst. Wenn er angekleidet war, begab er sich sogleich in sein Lese-Cabinet. Dieses Gemach war sehr klein, der Municipalbeamte blieb in dem Schlafzimmer bei halb offener Thüre, um den König immer im Auge zu haben. Se. Majestät betete fünf bis sechs Minuten auf den Knien, und las dann bis neun Uhr. — Die Königin und die Prinzessinnen konnte ich nur in dem Augenblick, wo ich ihre Toilette in Ordnung brachte, von dem, was ich vernommen hatte, in Kenntniß setzen. Ich bedeutete ihnen durch ein Zeichen, daß ich ihnen etwas zu sagen hätte, und die eine von ihnen lenkte die Aufmerksamkeit des Municipal-Beamten dadurch, daß sie mit ihm plauderte, ab.

Um neun Uhr ging die Königin mit ihren Kindern und mit Madame Elisabeth in das Zimmer des Königs, um zu frühstücken. Tison und seine Frau halfen mir die Zimmer der Königin und der Prin-

zessinnen aufräumen, außerdem thaten sie nichts. Man hatte sie nicht blos des Dienstes halber in dem Thurm angestellt; es war ihnen eine wichtigere Rolle übertragen worden, nämlich die: Alles, was der Aufsicht der Municipal-Beamten hätte entgehen können, zu beobachten und die Municipal-Beamten selbst anzugeben. Ohne Zweifel gehörten Verbrechen, die begangen werden sollten, mit zu dem Plan derjenigen, die sie gewählt hatten, denn die Frau Tison, die damals von ziemlich sanfter Gemüthsart schien, aber vor ihrem Mann zitterte, gab sich in der Folge durch eine schändliche Anklage gegen die Königin zu erkennen, welche Anfälle von Wahnsinn bei ihr zur Folge hatte, und Tison, vormaliger Commis bei den Barrieren, war ein Greis von einem harten und boshaften Charakter, unempfänglich für jede Regung von Mitleiden, und jedem Gefühle von Menschlichkeit fremd.

Um zehn Uhr ging der König mit seiner Familie in das Zimmer der Königin hinab, und brachte den Tag daselbst zu. Er beschäftigte sich mit der Erziehung seines Sohnes, ließ ihn einige Stellen aus Corneille und Racine hersagen, unterrichtete ihn in der Erdkunde, und übte ihn im Teuchiren von Charten. Der frühzeitige Verstand des jungen Prinzen entsprach vollkommen der zärtlichen Sorgfalt seines Vaters. Sein Gedächtniß war so glücklich, daß er auf einer, mit einem Blatt Papier bedeckten Charte

die Departemente, Distrikte, Städte und den Lauf der Flüsse angab: es war die neue Geographie Frankreichs, welche ihn der König lehrte. Die Königin ihrerseits beschäftigte sich mit der Erziehung ihrer Tochter; und diese verschiedenen Lektionen dauerten bis eilf Uhr. Der übrige Theil des Morgens wurde mit Nähen, Stricken oder Tapeten-Sticken hingebracht. —

Um Ein Uhr, wenn das Wetter schön war, ließ man die königliche Familie in den Garten hinabgehen; vier Municipal-Beamten und ein Legions-Chef von der Nationalgarde begleiteten sie. Dieser Spaziergang beschränkte sich jedoch wegen mehrerer Bauarbeiten, die in dem Garten vorgenommen wurden, auf einen Theil der Allee von Kastanienbäumen.

Um zwei Uhr ging man wieder in den Thurm hinauf, wo ich dann das Mittagessen auftrug, und jeden Tag kam immer zu derselben Stunde der Bierbräuer Santerre, Commandant der Pariser Nationalgarde, begleitet von zwei Adjutanten, in den Tempel. Nach dem Mahle begab sich die königliche Familie in das Gemach der Königin, wo Ihre Majestäten eine Parthie Piquet oder ein Spiel auf dem Damenbrett machten.

Um vier Uhr ruhte der König einige Augenblicke aus, wobei die Prinzessinnen, jede ein Buch in der Hand, um ihn waren; tiefes Schweigen herrschte

während seines Schlummers. Welch ein Anblick! ein von Haß und Verläumdung verfolgter König, vom Thron hinabgestoßen in den Kerker, aber auf dem Ruhepolster des guten Gewissens den Schlaf des Gerechten schlafend! Um ihn seine Gattin, seine Kinder, seine Schwester, mit andächtiger Rührung die auf der höchsten Stufe des Unglücks noch heitern Züge des Monarchen betrachtend! Welch ein Anblick!

Beim Erwachen des Königs begann die Unterhaltung aufs Neue; ich mußte mich neben ihn setzen. Unter seinen Augen gab ich dann seinem Sohne Unterricht im Schreiben, und seinen Anweisungen zu Folge schrieb ich Stellen aus Montesquieu und andern berühmten Schriftstellern ab. Dann führte ich den jungen Prinzen in das Gemach von Madame Elisabeth, wo ich ihn durch Spiele unterhielt.

Nach Sonnenuntergang setzte sich die königliche Familie um eine Tafel; die Königin las laut aus historischen oder sonstigen gut gewählten Werken vor, die dazu geeignet waren, ihren Kindern zur Belehrung und Unterhaltung zu dienen, worin aber nicht selten unvorhergesehene, ihrer eigenen Lage ähnliche Fälle vorkamen, und zu schmerzlichen Betrachtungen Anlaß gaben. Madame Elisabeth löste sofort die Königin ab, und diese Vorlesungen dauerten bis acht Uhr. Dann speiste der Dauphin im Zimmer der Madame Elisabeth zu Nacht. Die kö-

nigliche Familie war dabei zugegen. Der König fand sein Vergnügen darinn, seinen Kindern einige Kurzweil zu verschaffen, indem er ihnen Räthsel aufzulösen gab.

Wenn der Dauphin zu Nacht gespeist hatte und entkleidet war, ließ ihn die Königin sein Gebet hersagen; ein besonderes verrichtete er für die Prinzessin Lamballe, und in einem andern bat er Gott, über das Leben der Madame Tourzel, seiner Gouvernante, zu wachen. Waren die Municipalbeamten zu nahe, so war dieser Prinz von selbst so behutsam, diese beiden letztern Gebete leise herzusagen. Ich ließ ihn sofort in das Cabinet gehen, und hatte ich der Königin etwas zu hinterbringen, so benützte ich diesen Augenblick dazu. Ich setzte sie von dem Inhalt der öffentlichen Blätter in Kenntniß. Man ließ deren keine in den Tempel gelangen, allein ein ausdrücklich abgeschickter Ausrufer kam jeden Abend um sieben Uhr, näherte sich der Mauer auf der Seite der Rotunde, und rief zu wiederholten Malen den Hauptinhalt von Allem aus, was sich bei der Nationalversammlung, der Gemeinde und den Armeen zugetragen hatte.

Um neun Uhr speiste der König zu Nacht. Die Königin und Madame Elisabeth blieben unterdessen abwechslungsweise bei dem Dauphin, ich brachte ihnen, was sie von dem Nachtessen begehrten, und

dieß

dieß war wiederum einer von den Augenblicken, wo ich sie ohne Zeugen sprechen konnte.

Nach dem Nachtessen ging der König wieder auf einen Augenblick in das Gemach der Königin hinauf, reichte ihr, so wie seiner Schwester, zum Zeichen des Lebewohls die Hand, und empfieng die Umarmungen seiner Kinder; er begab sich dann in sein Zimmer, verschloß sich in sein Cabinet, und las daselbst bis Mitternacht. Die Königin und die Prinzessinnen zogen sich in ihre Zimmer zurück. Einer von den Municipalbeamten blieb in dem kleinen Gemache, das ihre Zimmer schied; der andere folgte Sr. Majestät.

Ich stellte sofort mein Bett neben das des Königs; Se. Majestät legte sich aber nicht eher schlafen, als bis der neue Municipalbeamte heraufgekommen war, um zu erfahren, wer er sey, und ob sie ihn noch nicht gesehen hätte; ich wurde beauftragt, mich nach seinem Namen zu erkundigen. Diese Lebensweise dauerte so lange fort, als der König in dem kleinen Thurme blieb, nämlich bis zum 30sten September.

Ich nehme nun den Faden der Begebenheiten wieder auf. Den 4ten September kam Pethion in den Thurm, um dem König eine Summe von 2000 Livres in Assignaten einzuhändigen: er verlangte von ihm eine Quittung. Der König empfahl ihm, dem Herrn Hüe eine Summe von 526 Livres, die

er für seinen Dienst vorgestreckt hätte, zuzustellen; er versprach es. Diese Summe von 2000 Livres ist die einzige, welche ausbezahlt wurde, obschon die Nationalversammlung 5000 Livres für die Ausgaben Sr. Majestät im Tempel bestimmt hatte, jedoch ohne Zweifel, bevor sie die eigentlichen Plane ihrer Chefs voraus gesehen oder denselben beizutreten gewagt hatte.

Zwei Tage nachher ließ mich Madame Elisabeth einige der Prinzessin Lamballe zugehörige unbedeutende Effekten, die sie bei ihrer Hinwegführung aus dem Tempel daselbst zurückgelassen hatte, zusammenpacken. Dieses Paquet sandte ich mit einem Briefe an ihre erste Kammerfrau. Ich habe seitdem erfahren, daß weder Paquet noch Brief derselben zugekommen sind.

Man konnte jetzt aus dem Charakter der meisten, um diese Zeit zu Aufsehern im Tempel gewählten Municipalbeamten sehen, welcher Menschen man sich zu der Revolution vom 10. August und zu den Mordthaten vom 2. September bedient hatte.

Ein Municipalbeamter, Namens James, ein englischer Sprachlehrer, wollte eines Tages dem König in sein Lese-Cabinet nachfolgen. Der König sagte ihm in gemäßigtem Tone, daß seine Collegen ihn jederzeit allein ließen, daß, da die Thür offen bliebe, er seinen Blicken nicht entgehen könnte, daß aber das Gemach zu klein wäre, um zu zwei darin

Digitized by Google

zu bleiben. James bestand darauf mit Härte und Derbheit; der König ward genöthigt, nachzugeben; er verzichtete für diesen Tag auf seine Lectüre, und begab sich in das Zimmer zurück, wo jener Municipalbeamte fortfuhr, ihn durch die tyrannischeste Aufsicht im Bann zu halten.

Als eines Tages der König bei seinem Erwachen den wachehabenden Municipalbeamten für jenen vom vorigen Tage ansah und ihm mit Theilnahme bezeigte, wie es ihm leid thue, daß man ihn abzulösen vergessen hätte, erwiederte jener Beamte diese gutherzige Aeußerung des Königs durch nichts als Spottreden. „Ich komme," sagte er zu ihm, „hieher, um Ihr Betragen zu beobachten, und nicht deßwegen, daß Sie sich mit dem meinigen befassen." Und indem er, den Hut auf dem Kopf, dem König näher trat, setzte er hinzu: „Niemand, und Sie weniger als ein anderer, hat sich darum zu kümmern." So übermüthig benahm sich dieser Mensch, der sich Meunier nannte, den ganzen Tag hindurch.

Ein anderer Commissär, Namens Leclerc, ein Arzt von Profession, befand sich im Zimmer der Königin in dem Augenblicke, wo ich dem Prinzen im Schreiben Unterricht gab; er unterbrach geflissentlich diese Arbeit, um über die republikanische Erziehung, die man dem Dauphin geben müßte, lang und breit zu schwatzen. An die Stelle der Bü-

cher, die ich bisher mit demselben gelesen, wollte er die revolutionärsten Werke setzen.

Ein vierter wohnte einer Vorlesung bei, welche die Königin ihren Kindern hielt: sie las einen Band von der Geschichte Frankreichs zu der Epoche, wo der Connetable von Bourbon die Waffen gegen Frankreich ergriff; er behauptete, die Königin wolle durch dieses Beispiel ihrem Sohne rachsüchtige Empfindungen gegen sein Vaterland einprägen, und machte hievon dem Rath eine förmliche Anzeige. Auf den Wink, den ich der Königin hievon gab, traf dieselbe unter den Büchern, die sie las, eine solche Auswahl, daß ihre Absichten nicht konnten mißdeutet werden.

Ein gewisser Simon, Schuster und Municipalbeamter, war einer von den sechs Commissarien, die mit der Aufsicht über die Arbeiten und Ausgaben im Tempel beauftragt waren; er war aber der Einzige, der unter dem Vorwand, seinem Dienst gehörig vorzustehen, den Tempel gar nicht verließ. Dieser Mensch erschien nie vor der königlichen Familie, ohne geflissentlich die pöbelhafteste Unverschämtheit zu beweisen; er sagte mir manchmal, nahe genug vor dem König, um verstanden zu werden: „Clery, frage den Capet, ob er etwas nöthig habe, damit ich mich nicht noch einmal herauf bemühen muß.“ Ich war gezwungen, zu antworten: „Er braucht nichts.“ Eben dieser Simon ist es, der in der Folge

dem jungen Ludwig beigegeben ward, und der durch eine studierte Barbarei dieses liebenswürdige Kind so unglücklich machte. Man hat Ursache, zu glauben, daß er das Werkzeug derjenigen war, die seine Lebenstage verkürzten.

Um den jungen Prinzen rechnen zu lehren, hatte ich, den Befehlen der Königin gemäß, eine Multiplikationstafel verfertigt. Ein Municipalbeamter behauptete, sie lehre ihren Sohn, sich in Ziffern auszudrücken, und nun mußten die Lektionen in der Arithmetik aufgegeben werden.

Eben dieses war der Fall mit Tapeten, woran die Königin und die Prinzessinnen in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft arbeiteten. Nachdem einige Stücke verfertigt waren, befahl mir die Königin, solche der Herzogin von Serent zu überbringen; die Municipalbeamten, die ich um Erlaubniß hierzu bat, glaubten, daß die Zeichnungen Hieroglyphen vorstellten, die zum Zwecke hätten, nach Außen zu correspondiren; dem zu Folge faßten sie einen Beschluß, wodurch verboten ward, die Arbeiten der Prinzessinnen aus dem Thurme zu schaffen.

Einige der Commissäre sprachen von dem König, dem jungen Prinzen und den Prinzessinnen nie, ohne ihren Namen die schimpflichsten Beiwörter anzuhängen. Ein Municipalbeamter sagte eines Tages vor mir: „Wenn der Henker diese ver..... Familie nicht guillotinirte, so würde ich selbst sie guillotiniren.“ Wenn der König und die Königin heruntergin-

Digitized by Google

gen, um sich Bewegung zu machen, mußten sie vor einer Menge Schildwachen vorüber gehen, wovon mehrere im Innern des kleinen Thurmes aufgestellt waren. Diese Schildwachen präsentirten das Gewehr vor den Municipalbeamten und den Legions-Chefs; kam hingegen der König ihnen nahe, so setzten sie das Gewehr nieder oder kehrten es mit frechem Hohne um.

Eine dieser Schildwachen schrieb eines Tages an die Thür des Gemächs des Königs, und inwendig: „Die Guillotine ist permanent und erwartet den Tyrannen Ludwig XVI.“ Der König las diese Worte; ich machte eine Bewegung, um sie auszulöschen, allein der König gab es nicht zu.

Einer von den Pförtnern des Tempels, Namens Rocher, von furchtbarer Gestalt, als Sappeur gekleidet, mit einem langen Knebelbart, eine schwarze Pelzmütze auf dem Kopf, mit einem breiten Säbel und einem Gürtel, woran ein Bund großer Schlüssel hing, stellte sich vor die Thür, wenn der König hinausgehen wollte: er öffnete sie nicht eher, als bis der König neben ihm war, und unter dem Vorwande, unter dieser Menge von Schlüsseln, die er mit entsetzlichem Geklirre hin und her bewegte, den rechten auszusuchen, ließ er geflissentlich die königliche Familie harren, und schob mit großem Geräusche die Riegel zurück. Dann ging er hastig hinab, stellte sich neben die letzte Thür, eine große Pfeife

im Mund, und blies jeder hinausgehenden Person von der königlichen Familie, besonders den Prinzessinnen, ein Gewölke von Tabacksrauch entgegen, worüber die anwesenden Nationalgarden ein lautes Gelächter erhoben.

Stieg die königliche Familie wieder in den Thurm hinauf, so widerfuhren ihr dieselben Beschimpfungen; nicht selten wurden die Mauern mit den unanständigsten Apostrophen bedeckt, die, um ja recht in die Augen zu fallen, mit großen Buchstaben geschrieben waren. So hieß es z. B.: „Madame Veto wird ihren Lohn empfangen ....." „Wir werden dem dicken Schwein das Futter gehörig zumessen....." „Man muß die jungen Wölfe erwürgen....." u. s. w. Bald zeichnete man mit Bleistift einen Galgen, an dem eine Figur aufgehangen war, zu deren Füßen geschrieben stand: Ludwig, wie er ein Luftbad nimmt; bald eine Guillotine mit der Aufschrift: Ludwig, wie er in den Sack spuckt u. s. w.

Solchergestalt wurde dieser kurze Spaziergang, welcher der königlichen Familie bewilligt wurde, für dieselbe in eine Marter verwandelt. Der König und die Königin hätten sich ihr entziehen können, wären sie im Tempel geblieben; allein die zärtliche Sorgfalt für ihrer Kinder Gesundheit vermochte sie, alle die zahllosen Kränkungen, die ihnen bei dieser Gelegenheit widerfuhren, mit Geduld zu ertragen.

Digitized by Google

Indessen erhielten sie doch auch Beweise von Treue und Theilnahme, die, wie selten sie auch waren, das Schreckliche ihrer Lage doch einigermaßen milderten. Unter andern gewährte diese Stunde des Spazierengehens der königlichen Familie eine Art von Schauspiel, worüber sie oft innigst gerührt wurde. Jeden Tag benützten eine Menge getreuer Unterthanen diesen kurzen Augenblick, um ihre Königin und ihren König zu sehen, indem sie sich an die Fenster der, rund um den Garten des Tempels gelegenen Häuser stellten, und ihre Gesinnungen und Wünsche konnten unmöglich verkannt werden. Eines Tages glaubte ich Madame von Tourzel zu erkennen, und ich schloß dieß insbesondere aus der gespannten Aufmerksamkeit, womit ihre Blicke allen Bewegungen des jungen Prinzen folgten. Ich theilte diese Bemerkung der Madame Elisabeth mit. Bei dem Namen Madame von Tourzel vermochte diese Prinzessin, die sie für ein Schlachtopfer des 2. Septembers hielt, ihre Thränen nicht zurück zu halten. Was, sagte sie, sie wäre noch am Leben!

Des folgenden Tages fand ich Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen; die Marquise von Tourzel befand sich auf einem ihrer Güter. Ich vernahm auch, daß die Prinzessin von Tarent und die Marquise von Roche-Aimont, die am 10. August, im Augenblicke des Angriffs, sich im Schlosse der Tuillerien befunden hatten, den Mördern entronnen

wären. Die Sicherheit dieser Personen, deren Ergebenheit sich bei so manchen Gelegenheiten erprobt hatte, gewährte der königlichen Familie einige Augenblicke des Trostes; bald aber erfuhr sie die schreckliche Nachricht, daß die Gefangenen des Obergerichtshofs von Orleans am 9. Sept. zu Versailles ermordet worden seyen. Der König wurde niedergedrückt von Schmerz über das unglückliche Ende des Herzogs von Brissac, der ihn vom Anfange der Revolution an nicht Einen Tag verlassen hatte. Auch bedauerte er sehr den Herrn de Lessart und die übrigen beklagenswerthen Schlachtopfer ihrer Anhänglichkeit an seine Person und an ihr Vaterland.

Am 21. Sept., um vier Uhr Abends, kam ein Municipalbeamter, Namens Lubin, von berittenen Gensd'armen und einer zahlreichen Volksmenge umgeben, und las eine Proklamation vor dem Thurm ab. Die Trompeten ertönten, und es entstand ein tiefes Stillschweigen. Lubin hatte eine Stentors-Stimme. Die königliche Familie konnte deutlich die Ausrufung der Abschaffung des Königthums und der Errichtung einer Republik vernehmen. Hebert, so bekannt unter dem Namen des Paters Duchenes, und Destournelles, nachher Minister der öffentlichen Abgaben, befanden sich zur Wache bei der königlichen Familie; sie saßen eben vor der Thür, und blickten dem König mit einem hämischen Lächeln

scharf in's Gesicht. Der König wurde es gewahr; er hielt ein Buch in der Hand, und fuhr fort zu lesen; seine Miene verrieth durchaus keine Bestürzung. Die Königin zeigte dieselbe Standhaftigkeit; kein Wort, keine Bewegung, woran die Schadenfreude dieser Menschen sich noch mehr hätte weiden können. Nach beendigter Proklamation ertönten die Trompeten abermals; ich stellte mich an ein Fenster; sogleich wandten sich die Augen des Volks auf mich; man hielt mich für Ludwig XVI.: ich wurde mit Schmähungen überhäuft. Die Gens-d'armen machten gegen mich drohende Zeichen mit ihren Säbeln, und ich ward genöthigt, mich zurück zu ziehen, um dem Tumult ein Ende zu machen.

An demselben Abend setzte ich den König von dem Bedürfnisse seines Sohnes, Bett-Vorhänge und Decken zu erhalten, indem die Kälte schon fühlbar zu werden anfange, in Kenntniß. Der König hieß mich das Gesuch hierum zu Papier bringen, und unterzeichnete es sofort. Ich hatte mich derselben Ausdrücke bedient, welche ich bisher gebraucht hatte: Der König verlangt für seinen Sohn ꝛc. „Sie sind sehr keck," sagte mir Destournelles, „daß Sie sich eines Titels bedienen, der, wie Sie so eben vernommen haben, durch den Willen des Volks abgeschafft ist." Ich bemerkte ihm, daß ich zwar eine Proklamation gehört hätte, daß mir aber deren Gegenstand unbekannt sey. „Es ist," sagte er

Digitized by Google

mir, „die Abschaffung des Königthums, und Sie können dem Herrn — indem er auf den König hinwies — sagen, daß er aufhören soll, einen Titel zu führen, den das Volk nicht mehr anerkennt.“ — Ich kann, sagte ich, dieses Billet, das bereits unterzeichnet ist, nicht umändern, der König würde mich um die Ursache befragen, und mir steht es nicht zu, ihm solche anzugeben. — Sie können thun, was Sie wollen, entgegnete er mir, aber ich werde Ihr Gesuch nicht beurkunden. — Des folgenden Tages befahl mir Madame Elisabeth, künftighin wegen dergleichen Gegenstände auf folgende Weise zu schreiben: für den Dienst Ludwigs XVI. ist erforderlich ..... für den von Marie Antoinette ..... den von Louis-Charles ..... den von Marie Therese ..... den von Marie Elisabeth u. s. w.

Bisher war ich gezwungen gewesen, diese Gesuche öfters zu wiederholen. Das wenige Linnenzeug, welches der König und die Königin besaßen, war ihnen während der Zeit, so lange sie in den Feuillants geblieben waren, von Personen vom Hof geliehen worden. Man hatte sich keines aus dem Schlosse der Tuillerien verschaffen können, wo, am Tage des 10. Augusts, Alles der Plünderung preisgegeben worden war. Besonders mangelte es der königlichen Familie an Kleidungsstücken: die Prinzessinnen besserten solche tagtäglich aus, und oft mußte Madame Elisabeth, um die des Königs zu flicken, warten,

Digitized by Google

bis er sich schlafen gelegt hatte. Nach vielen Bitten bewirkte ich indessen, daß ein wenig neues Leinengeräthe verfertigt wurde; da aber die Nähterinnen solches mit Buchstaben, worauf Kronen angebracht waren, bezeichnet hatten, so verlangten die Municipalbeamten, daß die Prinzessinnen die Kronen hinwegschaffen sollten; man mußte gehorchen.

Den 26. September erfuhr ich von einem Municipalbeamten, daß man gesonnen sey, den König von seiner Familie zu trennen, und daß das Zimmer, welches man für ihn in dem großen Thurme bestimmte, bald zugerichtet seyn würde. Nicht ohne große Vorsicht meldete ich dem König diese neue Tyrannei; ich bezeugte ihm, wie wehe es mir gethan hätte, ihn zu betrüben. „Sie können mir keinen größern Beweis Ihrer Anhänglichkeit geben," sagte mir Se. Majestät; ich fordre von Ihrem Eifer, mir nichts geheim zu halten: ich bin auf Alles gefaßt; suchen Sie, den Tag dieser schmerzlichen Trennung zu erfahren, und mich davon zu benachrichtigen.

Den 29. September, um 10 Uhr Morgens, traten fünf bis sechs Municipalbeamte in das Gemach der Königin ein, wo sich die königliche Familie befand. Einer von ihnen las dem König einen Beschluß des Gemeinderaths vor, welcher befahl, „Papiere, Dinte, Federn, Bleistifte, und selbst die überschriebenen Papiere, sowohl was die Gefangenen davon bei sich trügen, als was sich in deren Zimmern vorfände, hinweg-

Digitized by Google

zunehmen, und eben dieses auch bei dem Kammerdiener und andern zum Dienst im Tempel gebrauchten Personen zu thun." Der König und seine Familie durchsuchten, ohne die geringste Bemerkung zu machen, ihre Kleider, und händigten ihre Papiere, Bleistifte, Taschen-Erfordernisse ꝛc. aus. Hierauf durchsuchten die Commissarien die Zimmer, die Schränke, und nahmen die durch den Beschluß bezeichneten Gegenstände hinweg. Ich erfuhr nun durch einen Municipalbeamten von der Deputation, daß der König in den großen Thurm würde versetzt werden; ich fand Mittel, Se. Majestät durch Madame Elisabeth hievon zu benachrichtigen.

Nach dem Nachtessen, als der König das Gemach der Königin verließ, um in das seinige hinauf zu gehen, sagte wirklich ein Municipalbeamter zu ihm, daß er verziehen sollte, indem der Rath ihm etwas mitzutheilen hätte. Eine Viertelstunde nachher traten die sechs Municipalbeamten, die des Morgens die Papiere hinweggenommen hatten, herein, und lasen dem König einen neuen Beschluß des Gemeinderaths vor, der seine Versetzung in den großen Thurm befahl. Obschon von diesem Vorgang unterrichtet, wurde der König doch neuerdings äußerst betreten darüber; seine trostlose Familie suchte in den Augen der Commissarien zu lesen, wie weit sich ihre Projekte erstrecken dürften; der König empfing ihr Lebewohl, indem er sie in der heftigsten Bewegung

zurückließ, und diese Trennung, die bereits so viel anderes Unglück ankündigte, war einer der grausamsten Augenblicke, welche Ihre Majestäten bis jetzt im Tempel zugebracht hatten. Ich folgte dem König in sein neues Gefängniß.

Das Zimmer des Königs in dem großen Thurm war noch nicht vollendet, es fand sich nur ein einziges Bett und kein Geräthe darin: die Maler und Tapezierer arbeiteten noch daselbst, was einen unerträglichen Geruch verursachte, und ich befürchtete, solches möchte Sr. Majestät nachtheilig seyn. Man bestimmte für mich ein, von jenem des Königs sehr weit entlegenes Zimmer; ich drang nachdrücklich darauf, ihm nahe wohnen zu dürfen. Die erste Nacht brachte ich auf einem Sessel bei Sr. Majestät zu; den andern Tag erhielt der König nur mit großer Schwierigkeit die Erlaubniß, daß mir ein Zimmer neben dem seinigen eingeräumt würde.

Nachdem Se. Majestät aufgestanden war, wollte ich mich in den kleinen Thurm begeben, um den jungen Prinzen anzukleiden; die Municipalbeamten verweigerten es. Einer derselben, Namens Veron, sagte zu mir: „Sie werden hinfort mit den gefangenen Frauenzimmern in keiner Berührung mehr stehen, und Ihr Herr eben so wenig, er darf sogar seine Kinder nicht mehr sehen.“

Um neun Uhr verlangte der König, zu seiner Familie geführt zu werden. „Wir haben keinen Be-

Digitized by Google

fehl hiezu," sagten die Commissarien. Se. Majestät machte einige Bemerkungen: sie antworteten nicht.

Eine halbe Stunde nachher traten zwei Municipalbeamte herein, denen ein Aufwärter folgte, der dem König ein Stück Brod und eine Tasse Limonade zum Frühstück überbrachte; der König äußerte gegen sie den Wunsch, mit seiner Familie zu Mittag zu speisen: sie erwiederten, daß sie die Befehle der Gemeinde einholen würden. „Aber, fuhr der König fort, mein Kammerdiener kann hinabgehen, er ist es, der meinen Sohn bedient, und nichts hindert, daß er ihm fernerhin diene." — „Das hängt nicht von uns ab," sagten die Commissarien, und begaben sich hinweg.

Ich war damals in einer Ecke des Zimmers von Schmerz niedergedrückt, und den kummervollsten Betrachtungen über das Loos dieser erlauchten Familie hingegeben. Auf der einen Seite sah ich die Leiden meines Gebieters, auf der andern stellte ich mir den jungen Prinzen, als vielleicht andern Händen überlassen, vor. Man hatte bereits davon gesprochen, ihn von Ihren Majestäten zu trennen, und welche neuen Leiden würde nicht diese Entführung der Königin verursachen!

Ich war eben mit diesen niederschlagenden Gedanken beschäftigt, als der König auf mich zukam, das Brod, das man ihm überbracht hatte, in der Hand

Digitized by Google

haltend; er reichte mir die Hälfte davon, und sagte: „Es scheint, man hat Ihr Frühstück vergessen, nehmen Sie das, ich habe genug an dem Uebrigen.“ Ich weigerte mich, allein er bestand darauf: ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, der König ward es gewahr und ließ die seinigen fließen.

Um zehn Uhr führten andere Municipalbeamten die Arbeitsleute herbei, um die Arbeiten im Zimmer fortzusetzen. Einer dieser Municipalbeamten sagte zu dem König, daß er so eben dem Frühstück seiner Familie beigewohnt hätte, und daß sie sich bei guter Gesundheit befände. „Ich danke Ihnen,“ erwiederte der König; „ich bitte Sie, ihr Nachricht von mir zu geben, und ihr zu sagen, daß ich mich wohl befinde. Könnte ich nicht, fügte er hinzu, einige Bücher bekommen, die ich im Zimmer der Königin zurückgelassen habe? Sie würden mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie mir solche schickten, denn ich habe nichts zu lesen.“ Se. Majestät gab die Bücher an, die sie verlangte: der Municipalbeamte willfahrte dem Begehren des Königs. Da er aber nicht lesen konnte, so schlug er mir vor, ihn zu begleiten. Ich wünschte mir Glück zu der Unwissenheit dieses Menschen, und dankte der Vorsehung, daß sie mir diesen Augenblick von Trost gewährt hatte. —

Ich fand die Königin in ihrem Zimmer, von ihren Kindern und Madame Elisabeth umgeben: sie weinten alle, und ihr Schmerz vermehrte sich bei meinem An-

Anblick; sie machten an mich tausend Fragen wegen des Königs, die ich nur mit Zurückhaltung beantworten konnte. Die Königin wandte sich an die Municipalbeamten, die mich begleitet hatten, und wiederholte dringend ihr Ansuchen, wenigstens einige Augenblicke des Tages und die Stunde des Mahls bei dem Könige zubringen zu dürfen. Das waren jetzt keine Klagen noch Thränen mehr, es war ein Jammergeschrei.... „Nun gut! Sie sollen heute beisammen zu Mittag speisen," sagte ein Municipalbeamter; „da wir uns aber nach den Beschlüssen der Gemeinde richten müssen, so werden wir morgen thun, was sie verfügen wird." Seine Collegen gaben ihre Zustimmung hierzu.

Bei der bloßen Vorstellung, sich noch einmal mit dem Könige zusammen zu finden, richtete ein, beinahe an Freude gränzendes Gefühl diese unglückliche Familie auf. Die Königin, ihre Kinder in ihren Armen haltend, Madame Elisabeth, die Hände gen Himmel erhebend, dankten Gott für dieses unverhoffte Glück, und boten das rührendste Schauspiel dar. Einige Municipalbeamte konnten sich der Thränen nicht erwehren (dieß sind die einzigen, die ich sie in diesem abscheulichen Aufenthaltsorte habe vergießen sehen). Einer von ihnen, der Schuster Simon, sagte ziemlich laut: „Ich glaube, diese Weibsleute würden mich zum Weinen bringen," und indem er sich sodann an die Königin wandte: „Als

Ihr am 10. August das Volk ermordetet, da weintet Ihr nicht." — „Das Volk ist hinsichtlich unserer Gesinnungen sehr getäuscht," erwiederte die Königin.

Ich nahm sofort die Bücher zur Hand, die der König verlangt hatte, und überbrachte sie ihm: die Municipalbeamten traten mit mir ein, um Sr. Majestät zu melden, daß sie ihre Familie sehen würde. Ich sagte zu den Commissarien, daß ich ohne Zweifel den jungen Prinzen und die Prinzessinnen noch ferner würde bedienen dürfen; sie willigten darein. Auf diese Weise bekam ich Gelegenheit, die Königin von dem, was vorgefallen war, und von Allem, was der König seit seiner Trennung von ihr erduldet hatte, zu benachrichtigen.

Man trug das Mittagsmahl im Zimmer des Königs auf, wohin sich seine Familie verfügte, und nach den Empfindungen, die sie an den Tag legte, konnte man von den Besorgnissen urtheilen, die sie beunruhigt hatten; man hörte nicht mehr von dem Beschlusse der Gemeinde sprechen, und die königliche Familie fuhr fort, in den Essensstunden, so wie bei dem Spaziergange, sich zusammen zu gesellen. —

Die Bemühungen, welche der König auf die Erziehung seines Sohnes verwendete, wurden nun nicht mehr unterbrochen, allein dieser Aufenthalt der königlichen Familie in zwei abgesonderten Thürmen machte eben dadurch, daß er die Aufsicht der Municipalbeamten erschwerte, solche um so viel unruhiger.

Digitized by Google

Unter dem Vorwand, mir Weißzeug und andere Bedürfnisse bringen zu lassen, erhielt ich die Erlaubniß, daß meine Frau Ein Mal in der Woche in den Tempel kommen durfte; sie war jedesmal von einer Freundin begleitet, die für eine Verwandte von ihr galt. — Da ich nur im Beiseyn der Commissarien mit ihnen sprechen konnte, so gab ich ihnen zu verstehen, daß sie bloß um Ein Uhr Nachmittags kommen sollten; dieß war die Stunde des Spazierengehens, während welcher die meisten Municipalbeamten der königlichen Familie folgten, und wir daher etwas mehr Freiheit erhielten.

Da ich auf diese Weise Gelegenheit bekam, zu sprechen, ohne gehört zu werden, so zog ich bei ihnen Erkundigung über diejenigen Personen ein, für welche die königliche Familie sich interessirte, und über das, was im Convente vorging. Meine Frau hatte den oben erwähnten Ausrufer vermocht, sich täglich vor die Mauern des Tempels hinzustellen, und zu wiederholten Malen den Hauptinhalt der öffentlichen Blätter auszurufen. — Nicht lange nachher ereignete sich jedoch ein eben so sonderbarer, als unerwarteter Vorfall, der mir die Besorgniß einflößte, für immer von der königlichen Familie getrennt zu werden.

Am 5. Oktober, gegen sechs Uhr Abends, nachdem ich die Königin in ihr Zimmer begleitet hatte, ging ich nebst zwei Municipalbeamten wieder hinauf zu

dem König, als eine, an der Thüre der [illegible] stehende Schildwache mich beim Arm faßte, und, indem sie mich bei meinem Namen anredete, mich frug, wie ich mich befände, dann mir mit geheimnißvoller Miene sagte, daß sie mit mir zu sprechen wünschte. „Sprechen Sie laut, mein Herr, erwiederte ich, ich darf mit Niemanden leise sprechen.“ „Ich habe vernommen,“ versetzte sie, „daß man den König vor einigen Tagen ins Gefängniß gebracht habe, und daß Sie bei ihm seyen.“ — „Ihr seht doch wohl das Gegentheil,“ sagte ich, und verließ sie. In diesem Augenblicke ging einer der Municipalbeamten vor mir voraus, der andere folgte mir; der Erstere blieb stehen und behorchte uns.

Des folgenden Tages erwarteten mich zwei Commissarien an der Thüre des Gemaches der Königin: sie führten mich in das Rathszimmer, und die Municipalbeamten, die sich daselbst versammelt hatten, verhörten mich. Ich erzählte die Unterredung so, wie sie statt gefunden hatte: derjenige von den Commissarien, der uns zugehört hatte, bestätigte meine Aussage. Der andere behauptete, die Schildwache hätte mir ein Papier eingehändigt, wovon er das Knistern gehört hätte, und es wäre ein Schreiben an den König. Ich läugnete dieses und forderte die Commissarien auf, mich zu durchsuchen und weitere Nachforschung anzustellen. Die Verhandlung ward zu Protokoll genommen; ich wurde mit der Schild-

Digitized by Google

wache confrontirt, und diese zu vierundzwanzigstündigem Arrest verurtheilt.

Ich glaubte die Sache abgethan, als am 26. Okt., während des Mittagsmahls der königlichen Familie, ein Municipalbeamter, in Begleitung zweier Gensdarmen, welche den Säbel in der Hand hatten, eines Gerichtsschreibers und eines Gerichtsdieners, beide in ihrer Amts-Tracht, hereintrat. Ich glaubte, man wollte den König abholen, und erschrack. Die königl. Familie stand auf: der König frug, was man von ihm wollte; der Municipalbeamte aber, ohne eine Antwort zu ertheilen, hieß mich in ein anderes Zimmer gehen, die Gensdarmen folgten ihm, und nachdem mir der Gerichtsbeamte einen Verhaftbefehl vorgelesen hatte, ward ich festgenommen, um vor das Tribunal gebracht zu werden. Ich suchte um die Erlaubniß an, den König hievon zu benachrichtigen; man gab mir zur Antwort, daß ich von nun an nicht mehr mit ihm sprechen dürfe. „Nehmen Sie bloß ein Hemd mit, fuhr der Commissär fort, das wird bald geschehen seyn.“ Ich glaubte ihn zu verstehen, und nahm bloß meinen Hut mit. Ich ging neben dem König und seiner Familie vorbei, die über die Art, wie man mich hinwegführte, bestürzt war. Die im Hofe des Tempels versammelte Volksmenge überhäufte mich mit Schmähungen und verlangte meinen Kopf. Ein Offizier der Nationalgarde sagte, daß man mich leben lassen müßte, bis ich die Geheimnisse, um wel-

Digitized by Google

che ich allein wüßte, entdeckt hätte, und dieselben Ausrufungen fanden auch unterwegs Statt.

Kaum war ich in dem Gerichts-Pallast angelangt, als ich in gefängliche Haft gebracht wurde; hier blieb ich sechs Stunden und dachte vergebens über die etwaigen Beweggründe meiner Gefangenschaft nach; ich erinnerte mich bloß, daß am 10. August Morgens, während des Angriffs auf das Schloß der Tuilerien, einige Personen, die daselbst eingesperrt waren und hinauszukommen suchten, mich gebeten hatten, in einem mir zugehörigen Schranke einige Kostbarkeiten und sogar Papiere, durch die sie hätten erkannt werden können, zu verstecken; ich glaubte nun, daß diese Papiere in Beschlag genommen worden wären, und daß sie vielleicht mir zum Verderben gereichen könnten.

Um acht Uhr erschien ich vor Richtern, die mir unbekannt waren. Es war ein am 17. August errichtetes Tribunal, bestimmt, unter denjenigen, die der Volks-Wuth entronnen waren, eine Auswahl zu treffen, und sie dem Blutgerüste zu überliefern. Wie groß war mein Erstaunen, als ich auf dem Lehnsessel des Angeklagten denselben jungen Mann gewahr wurde, der im Verdacht stand, mir vor drei Wochen einen Brief zugestellt zu haben, und in meinem Ankläger jenen Municipalbeamten erkannte, der mich bei dem Rath im Tempel angegeben hatte! Man verhörte mich; es wurden Zeugen vernommen. Der Muni-

cipalbeamte erneuerte seine Anklage: ich entgegnete ihm, daß er nicht würdig sey, eine Magistratsperson des Volks zu seyn; daß, wenn er das Knistern eines Papiers gehört und zu sehen vermeint hätte, daß mir ein Brief eingehändigt werde, er mich auf der Stelle hätte durchsuchen sollen, statt mit seiner Anklage gegen mich bei dem Rathe des Tempels achtzehn Stunden zu warten. Nach beendigter Verhandlung schritten die Geschwornen zur Stimmensammlung, und wir wurden freigesprochen. Der Präsident beauftragte vier Municipalbeamten, die bei meinem Urtheile zugegen waren, mich in den Tempel zurückzuführen: es war Mitternacht. Ich kam in dem Augenblicke an, als der König zu Bette gegangen war, und ich erhielt Erlaubniß, ihm meine Zurückkunft zu melden. Die königl. Familie hatte den wärmsten Antheil an meinem Schicksale genommen, und wähnte mich bereits verurtheilt.

Um diese Zeit bezog die Königin das für sie in dem großen Thurme eingerichtete Zimmer; aber eben dieser so sehr ersehnte Tag, der ihr und ihrem Gatten einigen Trost zu verheißen schien, wurde von Seiten der Municipalbeamten durch einen neuen Zug von Feindseligkeit bezeichnet. Sie sahen, wie sie seit ihrem Eintritt in den Tempel ihr Daseyn der Sorge für ihren Sohn widmete, und in seiner Dankbarkeit und seinen Liebkosungen einige Linderung ihrer Leiden suchte; sie trennten ihn von ihr,

Digitized by Google

ohne ihr Nachricht davon zu geben: man denke sich ihren Schmerz! —

Da die Ereignisse, deren ich fernerhin werde zu erwähnen haben, in einem, von dem, welches ich bereits beschrieben habe, verschiedenen Lokal vorgefallen sind, so glaube ich von der neuen Wohnstätte Ihrer Majestäten Nachricht geben zu müssen.

Der große, ungefähr 150 Schuh hohe Thurm besteht aus vier gewölbten und in der Mitte durch einen großen Pfeiler, von unten bis zur Spitze, unterstützten Geschossen. Das Innere enthält etwa 30 Schuh im Quadrat.

Da das zweite und dritte Stockwerk, die für die königliche Familie bestimmt waren, gleich den andern, aus einer Piece bestanden, so wurden sie mittelst bretterner Verschläge in vier Gemächer abgetheilt. Den untersten Boden hatten die Municipalbeamten inne; das erste Stockwerk diente zur Hauptwache; in das zweite wurde der König einquartiert.

Das erste Gemach seiner Wohnung war ein Vorzimmer, wo drei verschiedene Thüren nach den andern Zimmern führten. Der Eingangsthüre gegenüber war das Schlafgemach des Königs, wohin ein Bett für den Dauphin gestellt wurde; links befand sich das meinige, so wie der Speisesaal, der durch einen gläsernen Verschlag von dem Vorzimmer abgesondert war.

In dem Gemache des Königs war ein Kamin; ein

großer, in dem Vorzimmer angebrachter Ofen heitzte die übrigen Zimmer. Jedes dieser Zimmer erhielt Licht durch einen Fensterstock, woran aber von aussen dicke eiserne Stangen und Jalousien befestigt waren, die den Durchzug der Luft hinderten.

An dem großen Thurme waren, von Geschoß zu Geschoß, kleinere Thürme in den Ecken angebracht.

In einem dieser kleinen Thürme befand sich die Treppe, die bis zu den Zinnen ging, und worauf in Zwischenräumen sieben kleine Eingangsthüren angebracht waren. Von dieser Treppe aus mußte man durch zwei Pforten hindurchgehen, um von einem Stockwerk in das andere zu gelangen; die erste war von sehr dichtem Eichenholz und mit Nägeln beschlagen, die andere von Eisen.

Ein anderer Thurm ging in des Königs Gemach, und stellte eine Art von Cabinet vor. Im dritten war eine Garderobe eingerichtet. Im vierten wurde das Brennholz, und den Tag über auch die Gurt-Betten, worauf die Wache habenden Municipalbeamten die Nacht bei dem Könige zubrachten, aufbewahrt.

Die Decke der vier Zimmer des Appartements des Königs war mit Leinwand überzogen, und die Verschläge waren mit papiernen Tapeten bedeckt. In jenem des Vorgemachs glaubte man sich mitten in einem Kerker, und auf einer der Zinnen hatte man

in sehr großen Buchstaben die Erklärung der Rechte des Menschen, in einen dreifarbigen Rahmen eingefaßt, angeheftet. Das ganze Zimmergeräthe bestand in einem Schrank, einem kleinen Schreibtische, vier Strohsesseln, einem Spiegel auf dem Kamin, und einem Bette von grünem Damast; diese, so wie die in den übrigen Gemächern befindlichen Geräthschaften, wurden aus dem Pallaste des Tempels genommen. Das Bett des Königs hatte früher der Kapitän der Leibwache des Grafen v. Artois gebraucht.

Das dritte Stockwerk bewohnte die Königin, und die Eintheilung war beinahe dieselbe, wie in dem Appartement des Königs. Das Schlafgemach der Königin und ihrer Tochter befand sich über jenem des Königs; der kleine Thurm diente ihnen zu einem Cabinet. Madame Elisabeth hatte das Zimmer über dem meinigen inne; das Eintritts-Gemach diente zum Vorzimmer, wo die Municipalbeamten sich den Tag hindurch aufhielten, und die Nacht zubrachten. Tison und seine Frau wurden oberhalb des in dem Appartement des Königs befindlichen Speisesaals untergebracht.

Seitdem die königliche Familie sich in dem großen Thurme beisammen befand, war deren Lebensweise beinahe immer gleich einförmig. — Nach dem Aufstehen las der König das Andachtsbuch der Ritter vom heiligen Geiste; und da es verboten war, die Messe,

selbst an Feiertagen, im Tempel zu lesen, so befahl mir der König, ein im Kirchensprengel von Paris eingeführtes Gebetbuch zu kaufen. Dieser Fürst war wahrhaft fromm; seine geläuterte und aufgeklärte Religion hielt ihn aber keineswegs von Erfüllung seiner anderweiten Pflichten ab. Reisebeschreibungen, die Werke Montesquieu's, Büffons, Plüches Schauspiel der Natur, Humes Geschichte von England im Original, Tasso, gleichfalls in der Ursprache, unsere verschiedenen dramatischen Werke, waren seine gewöhnliche Lektüre. Vier Stunden des Tages widmete er jener der römischen Schriftsteller.

Da Madame Elisabeth und die Königin das Verlangen nach ähnlichen Andachtsbüchern, wie jene des Königs, geäußert hatten, so befahl mir der König, solche kaufen zu lassen. Wie oft sah ich nicht Madame Elisabeth neben seinem Bette knieen und mit Inbrunst beten!

Nach dem Frühstück, welches um neun Uhr eingenommen wurde, spielte der König bald mit der Königin, bald mit Madame Elisabeth auf dem Damen- oder Schachbrett.

Nach dem Mittagsmahl unterhielten sich der junge Prinz und seine Schwester mit verschiedenen Spielen, und zwar jedesmal im Beiseyn der Madame Elisabeth, die sich, mit einem Buch in der Hand, an einen Tisch setzte. Ich blieb in diesem Zimmer und las zuweilen. Die beiden Wache habenden Mu-

Digitized by Google

nicipalbeamten wurden öfters durch die Zerstreuung der königlichen Familie beunruhigt, und wollten, da sie den König und die Königin nicht gerne allein ließen, sich um so weniger trennen, so groß war ihr gegenseitiges Mißtrauen. Diesen Augenblick benützte Madame Elisabeth, um Erkundigungen von mir einzuziehen, oder mir ihre Befehle zu ertheilen. Ich hörte sie an ohne meine Augen von dem Buche, das ich in der Hand hielt, abzuwenden, um ja nicht von den Municipalbeamten ertappt zu werden. Der Dauphin und seine Schwester, mit ihrer Tante einverstanden, erleichterten diese Unterredungen durch ihre lärmenden Spiele, und deuteten ihnen manchmal durch Zeichen den Eintritt der Municipalbeamten in jenes Zimmer an. Ich mußte mich besonders vor Tison in Acht nehmen, der sogar den Commissairen, die er mehr denn Einmal denuncirt hatte, verdächtig war; vergebens behandelte ihn der König und die Königin mit Güte; nichts vermochte seine angeborne Bosheit zu besiegen.

Nachts, wenn es Zeit war, schlafen zu gehen, stellten die Municipalbeamten ihre Betten in dem Vorgemache so, daß das Zimmer, welches Se. Majestät bewohnte, verrammelt ward. Ueberdieß verschlossen sie eine der Thüren meines Zimmers, durch welche ich in das des Königs hätte hineingehen können, und nahmen den Schlüssel mit fort; ich mußte

nun, wenn Se. Maj. mich während der Nacht rief, durch das Vorgemach hindurch gehen und warten, bis es den Commissären, die dann ihre üble Laune an mir auslieſsen, gefällig war, aufzustehen.

Den 7. Oktober, um 6 Uhr Abends, nöthigte man mich, in den Raths-Saal hinabzugehen, wo ich eine Versammlung von zwanzig Municipalbeamten antraf, bei welcher Manuel den Vorsitz hatte, welcher vom Gemeinde-Procurator Mitglied des Convents geworden war; seine Anwesenheit machte mich stutzen und beunruhigte mich. Ich erhielt Befehl, dem Könige die Ordenszeichen, die er noch trug, namentlich die des heiligen Ludwigs und des goldenen Vlieſses, abzunehmen: den Heiligengeist-Orden trug Se. Maj. nicht mehr, denn diesen hatte die erste (constituirende) Versammlung abgeschafft.

Ich stellte vor, daſs ich diesen Befehl nicht vollziehen könnte, und daſs es mir nicht zukäme, dem Könige die Beschlüsse des Raths kund zu thun. Durch diese Antwort wollte ich Zeit gewinnen, Se. Maj. hievon zu benachrichtigen; überdieſs merkte ich aus der Verlegenheit der Municipalbeamten, daſs sie zu jenem Schritte durch gar keinen Beschluſs, weder von Seite des Convents, noch des Gemeinderaths, ermächtigt waren. Die Commissäre weigerten sich, zu dem Könige hinauf zu gehen; Manuels Erbieten allein, sie zu begleiten, vermochte

ſie dazu. Der König ſaß und war eben im Leſen begriffen: Manuel redete ihn an, und das Geſpräch, das nun erfolgte, war eben ſo bemerkenswerth wegen Manuels unanſtändiger Vertraulichkeit, als wegen der Ruhe und Mäßigung des Königs.

„Wie befinden Sie ſich?" frug ihn Manuel, „bekommen Sie, was Sie brauchen?" — „Ich begnüge mich mit dem, was ich habe," verſetzte der König. — „Ohne Zweifel ſind Sie von den Siegen unſerer Armeen, der Einnahme von Speyer und Nizza, und der Eroberung Savoyens unterrichtet." — „Ich habe vor einigen Tagen einen der Herren, der das Abendblatt las, davon ſprechen hören." — „Wie? So leſen Sie alſo die Zeitungen nicht, die doch nunmehr ſo intereſſant werden?" — „Ich erhalte deren keine." — „Meine Herren," ſagte Manuel, ſich an die Municipalbeamten wendend, „man muß dem Herrn," indem er auf den König deutete, „alle Zeitungen mittheilen; es iſt gut, wenn er von unſern Erfolgen in Kenntniß geſetzt wird." Indem er ſich ſofort nochmals an Se. Majeſtät wandte, ſagte er: „Die demokratiſchen Grundſätze pflanzen ſich fort; Sie werden wiſſen, daß das Volk das Königthum abgeſchafft und eine republikaniſche Regierung angenommen hat." — „Ich habe davon gehört und wünſche, daß den Franzoſen das Glück, das ich ihnen ſtets zu verſchaffen geſtrebt habe, zu Theil werde." — „Es wird Ihnen ferner bekannt

seyn, daß die Nationalversammlung alle Ritter-Orden abgeschafft hat; man hätte Ihnen sagen sollen, daß Sie deren Dekorationen ablegen müssen; da Sie nun einmal in die Classe der andern Staatsbürger zurückgetreten sind, so muß man Sie auch eben so behandeln; übrigens verlangen Sie alles, was Sie nöthig haben, es wird Ihnen ohne Aufschub gewährt werden." — „Ich danke Ihnen," sagte der König, „ich brauche nichts;" und sogleich fuhr er zu lesen fort. Manuels Absicht war gewesen, daß der König einigen Verdruß blicken lassen, oder seine Geduld erschöpft werden sollte; allein Letzterer gab ihm statt dessen Beweise einer seltenen Resignation und einer, durch nichts zu trübenden Seelenruhe.

Die Deputation entfernte sich, und einer der Municipalbeamten hieß mich ihm in das Rathszimmer nachfolgen, wo mir dann neuerdings befohlen ward, dem Könige seine Ordenszeichen abzunehmen. Manuel sagte bei dieser Gelegenheit: „Ich muß Ihnen im Voraus bemerken, daß Ludwigs XVI. Gefangenschaft vielleicht lange dauern dürfte, und daß Sie, wenn Sie nicht hier zu bleiben gesonnen sind, wohl daran thun würden, dieß im Augenblick zu erklären; man ist überdieß, fuhr er fort, um die Aufsicht zu erleichtern, darauf bedacht, die Zahl der im Tempel angestellten Personen zu vermindern; bleiben Sie bei dem gewesenen König, so müssen

Sie den Dienst ganz allein, folglich mit mehr Beschwerlichkeit, versehen; man wird Ihnen Holz und Wasser für eine Woche reichen; dann müssen Sie aber die Zimmer rein halten und sich den sonstigen Verrichtungen unterziehen." Ich erwiederte, daß ich, fest entschlossen, den König nicht zu verlassen, mir Alles gefallen ließe. Man führte mich in das Gemach des Königs zurück, welcher zu mir sagte: „Sie haben gehört, was diese Herren gesprochen haben; Sie werden heute Abend die Ordenszeichen von meinen Kleidern abnehmen." —

Man hat ausgesprengt, Manuel sey im Laufe des Monats September in den Tempel gekommen, um Se. Maj. zu veranlassen, an den König von Preußen, als dieser eben in Champagne einrückte, zu schreiben. Ich kann versichern, daß Manuel während meines Aufenthalts im Tempel sich daselbst nur zweimal, nämlich am 3. September und 7. Oktober, hat blicken lassen; daß er jedesmal von einem Haufen Municipalbeamten begleitet war, und durchaus keine geheime Unterredung mit dem König hatte.

Am 6. Oktober überbrachte man dem Könige das Tagblatt über die Verhandlungen des Convents; einige Tage nachher aber wirkte ein Municipalbeamter, ein Rauchwerk-Fabrikant, einen Beschluß aus, welcher neuerdings anordnete, daß keine öffentlichen Blätter in den Thurm gebracht werden sollten; er

be-

berief mich in das Rathszimmer und frug mich, auf wessen Auftrag ich Zeitungen unter meiner Adresse kommen ließe. In der That wurden ohne mein Wissen täglich vier Zeitungen mit der gedruckten Adresse: An den Kammerdiener Ludwigs XVI. im Tempel, gebracht. Die Namen der Personen, die das Abonnement bezahlten, waren mir stets und sind mir noch jetzt unbekannt. Der besagte Michel wollte mich zwingen, ihm solche anzugeben; er nöthigte mich, an die Redacteure der Zeitungen zu schreiben, um Aufschluß hierüber zu erhalten; ihre Antworten aber, wenn sie anders welche gaben, wurden mir nicht mitgetheilt.

Ausnahmen von jenem Verbot fanden nur dann statt, wenn dergleichen Schriften Gelegenheit zu neuen Beschimpfungen darboten. Enthielten sie Ausfälle auf den König oder die Königin, abscheuliche Drohungen, schwarze Verläumdungen, so legten gewisse Municipalbeamte solche mit überlegter Bosheit auf den Kamin oder den im Zimmer des Königs befindlichen Schrank, damit sie ja in seine Hände fielen.

Einsmals las dieser Fürst in einem jener Blätter den Aufsatz eines Kanoniers, worin derselbe „den Kopf des Tyrannen Ludwigs XVI. verlangte, um solchen in sein Stück zu laden und dem Feinde entgegen zu schleudern.“ Ein anderes dieser Blätter suchte, indem es von der Madame Elisabeth sprach, die Bewunderung, welche ihre Hingebung für den König und die Königin dem Publikum einflößte, ein Ende zu machen und deren Tugenden durch die abgeschmacktesten Verläumdungen zu vernichten. Ein drittes sagte, daß man die im Tempel befindlichen Wölfe,

unter denen es den Dauphin und die königliche Prinzessin verstand, erücken müßte.

Dergleichen Artikel machten auf den König einzig und allein rücksichtlich des Volkes Eindruck. „Die Franzosen, sagte er, sind sehr unglücklich, daß sie sich auf solche Art blenden lassen.“ Wie sehr ich mich auch bemühte, diese Blätter den Augen des Königs zu entziehen, so las er gleichwohl die meisten jener, auf Beschimpfung der königlichen Familie, es sey, um den Königsmord zu veranlassen, oder das Volk so zu stimmen, daß es denselben nicht verhinderte, abzweckenden Artikel. Diejenigen, welche die zu jener Zeit herausgekommenen empörenden Schriften kennen, sind allein im Stande, sich von dieser in ihrer Art einzigen Kränkung eine Vorstellung zu machen.

Der Einfluß dieser, nichts als Mord athmenden Schriften ward auch in dem Benehmen der Mehrzahl der Municipalbeamten merkbar, die sich bisher weder so hartnäckig, noch so mißtrauisch erzeigt hatten.

Als ich eines Tages ein von mir gefertigtes Ausgaben-Verzeichniß in ein Pult, wozu mir der Schlüssel zugestellt worden war, verschlossen hatte und kaum hinausgegangen war, sagte der Municipalbeamte Marino, ob er schon nicht im Dienste war, zu einem seiner Collegen, daß man das Pult öffnen und dessen Inhalt untersuchen müßte, weil ich vielleicht mit den Feinden des Volkes correspondirte. „Ich kenne ihn gar wohl,“ fügte er hinzu, „und weiß, daß er Briefe an den König empfängt.“ Er beschuldigte nun seine Collegen, durch die Finger zu sehen, überhäufte sie mit Schmähungen, drohte ihnen, sie insgesammt als Mitschuldige bei dem Gemeinderath anzugeben, und machte sich auf,

Digitized by Google

dieses Vorhaben auszuführen. Sogleich wurde nun über alle in meinem Pulte vorgefundenen Papiere ein Protokoll aufgenommen und dem Gemeinderath, bei welchem Marino seine Anklage bereits vorgebracht hatte, zugesandt.

Zum Beweise, welche Plackereien wir durch das oft ins Lächerliche fallende Mißtrauen der Municipalbeamten zu erdulden hatten, führe ich folgende Thatsachen an. So ließ z. B. einer derselben die Macaronen entzwei brechen, um zu sehen, ob nicht etwa Billete darin versteckt wären. Ein anderer befahl aus gleichem Argwohn, die Pfirsiche in seinem Beiseyn zu zerschneiden und deren Kernschaalen zu spalten. Ein dritter zwang mich, Seifen-Essenz, die zum Rasiren des Königs dienen sollte, zu trinken, indem er die Besorgniß heuchelte, daß es Gift seyn möchte. — Einige der Municipalbeamten bewiesen sich jedoch menschlicher, als ihre Collegen, wurden aber hierdurch dem Wohlfahrts-Ausschusse verdächtig, und büßten dafür mit dem Leben, oder seufzten lange Zeit hindurch in den Kerkern. —

Seitdem die königliche Familie in dem Tempel eingeschlossen war, hatte sie blos Municipalbeamte zu Gesichte bekommen; am 1. November aber meldete man eine Deputation des National-Convents bei ihr an. Sie bestand aus dem Postmeister von Varennes, Drouet, aus Chabot, einem Erkapuziner, Dubois-Crancé und zweien andern, deren Namen ich mich nicht erinnere. Bei Drouets Anblick schauderte die königliche Familie zusammen; dieser aber setzte sich dreist neben sie. — Die Deputation frug den König, wie er behandelt werde, und ob er das Benöthigte erhielte? „Ich beklage mich über nichts, antwortete der König; ich begehre blos, daß die Commission meinem Kammerdiener

eine Summe von 2000 Franken zu Bestreitung der laufenden kleinen Ausgaben zustellen, oder bei dem Rathe niederlegen möge, und daß man uns Weißzeug und Kleidungsstücke, deren wir höchst bedürftig sind, zukommen lasse." Trotz des Versprechens der Commission wurde gleichwohl nichts verabfolgt.

Einige Tage nachher bekam der König einen bedenklichen Fluß im Kopfe; ich bat nun angelegenst, daß man Herrn Dubois, Sr. Maj. Zahnarzt, möchte berufen lassen; nach dreitägiger Berathung wurde aber dieses Gesuch abgeschlagen. Nur erst als sich ein Fieber einstellte, wurde Sr. Maj. erlaubt, sich bei ihrem Leibarzt, Herrn Monnier, Raths zu erholen. Kaum läßt sich die Rührung dieses Greisen, als er seinen Herrn ansichtig ward, beschreiben. Uebrigens wurde Herr Monnier bei seinem jedesmaligen Besuchen durchsucht und durfte nicht anders als laut sprechen. —

Als einen Beweis von des Königs theilnehmender Güte bemerke ich, daß, als ich selbst kurz darauf erkrankte, und meinen gewöhnlichen Dienst bei ihm versehen wollte, er dieß nicht zugab, sondern mich zu Bette gehen hieß, und die Toilette seines Sohnes selbst besorgte.

Auch von der Gutherzigkeit des Dauphins kann ich nicht umhin, folgenden Zug anzuführen:

Als ich ihn einmals Nachts zu Bette gefördert und mich sodann entfernt hatte, benützte Madame Elisabeth, welche die Wachsamkeit der Municipalbeamten verhindert hatte, mich zu sprechen, diesen Augenblick, um ihm ein Schächtelchen voll Rauchkerzchen zuzustellen, mit dem Auftrag, mir solches bei meiner Zurückkunft einzuhändigen. Gegen eilf Uhr ging ich in das Zimmer des Königs zurück, um dessen Bette zurecht zu machen. Ich befand mich

allein; der Prinz rief mich leise herbei. Es befremdete mich, ihn noch wach zu finden, und aus Besorgniß, daß er sich nicht wohl befinden möchte, befrug ich ihn um die Ursache. „Es ist weiter nichts, sagte er, als daß mir meine Tante ein Schächtelchen für Sie übergeben hat, und daß ich nicht habe einschlafen wollen, ohne es Ihnen zuzustellen. Es war Zeit, daß Sie kamen, denn meine Augen schlossen sich schon mehrmals. Den meinigen entquollen Thränen, er ward es gewahr, und zwei Minuten nachher war er in tiefen Schlaf versunken.

Mit diesem reizbaren Gefühle verband dieser junge Prinz viele Anmuth und die ganze Liebenswürdigkeit seines Alters. Seine naiven Einfälle, sein aufgeweckter Sinn und seine kleinen Possen machten seinen erlauchten Eltern oftmals ihrer peinlichen Lage vergessen; er empfand sie jedoch selbst; so jung er war, erkannte er sich als eingekerkert und von seinen Feinden bewacht. Er hatte in seinem Benehmen und seinen Reden jene Zurückhaltung angenommen, die der Instinkt, wenn Gefahr obschwebt, wohl jedem Alter einflößt; nie hörte ich ihn von den Tuillerien, noch von Versailles, noch von irgend einem andern Gegenstande sprechen, welcher bei dem König oder der Königin niederschlagende Erinnerungen hätte erwecken können. Sah er einen rechtlicheren Municipalbeamten, als die andern waren, ankommen, so lief er alsbald zu seiner Mutter, kündigte es ihr sogleich an, und sagte mit dem Ausdrucke der entschiedensten Zufriedenheit: „Mam„ma, heute kommt der Herr .... zu uns.“

Als er eines Tages einen Municipalbeamten, den er zu kennen vorgab, genau in's Auge faßte, frug ihn Jener, an welchem Orte er ihn gesehen hätte? Der junge Prinz, ohne eine Antwort zu ertheilen,

Digitized by Google

wandte sich gegen die Königin und flüsterte ihr zu: „Auf unserer Reise nach Varennes.“

Folgender Zug giebt einen neuen Beweis von seiner Weichherzigkeit. Eines Tages war nämlich ein Steinhauer damit beschäftigt, an der Thüre des Vorzimmers Höhlungen zu machen, worin ungeheure Schlösser angebracht werden sollten; während nun derselbe frühstückte, machte sich der junge Prinz mit dessen Werkzeugen eine Kurzweil; der König nahm aus den Händen seines Sohnes den Hammer und den Meißel, und wies ihm, wie man damit verfahren müßte. Er bediente sich deren einige Augenblicke. Der Maurer, der mit Rührung den König auf diese Weise arbeiten sah, sagte zu Sr. Maj.: „Wenn Sie diesen Thurm verlassen, können Sie allerdings sagen, daß Sie selbst an Ihrem Gefängnisse gearbeitet haben.“ — „Ach,“ sagte der König, „wann und wie werde ich ihn wohl verlassen?“ Der Dauphin vergoß Thränen; dem König entfielen Hammer und Meißel, — er begab sich in sein Zimmer zurück, und wandelte dort mit großen Schritten auf und nieder.

Den 2. Dec. trat an die Stelle der Municipalität vom 10. August eine andere unter dem Titel: „provisorische Municipalität.“ Mehrere Mitglieder wurden aufs Neue erwählt; anfangs glaubte ich, die neue Municipalität würde besser organisirt werden, und hoffte auf einige günstige Veränderungen in der Gefängniß-Verwaltung. Meine Erwartung ward getäuscht. Mehrere dieser neuen Commissäre gaben mir Ursache, ihre Vorgänger zurück zu wünschen; waren diese gleich ungeschlachter, so konnte ich doch von der ihnen eigenen Schwatzhaftigkeit Nutzen ziehen und alles, was sie wußten, erfahren. Die Commissäre der neuen Municipalität hingegen mußte ich

studieren, um ihr Betragen und ihren Charakter genau kennen zu lernen; die Ersteren waren derber, die Bosheit der Letztern hingegen ungleich mehr überlegt.

Bisher war bei dem König nur Ein Commissär, und ein anderer bei der Königin; die neue Municipalität verfügte, daß deren je zwei seyn sollten, wodurch es mir ungleich schwerer ward, mit dem König und den Prinzessinnen zu sprechen.

Die neuen Municipalbeamten wollten die vorigen an Diensteifer übertreffen, und dieser war nichts als ein Werteifer von Tyrannei.

Am 7. Dec. las ein Municipalbeamter, an der Spitze einer Deputation von der Gemeinde, dem König einen Beschluß vor, wonach den Gefangenen „Messer, Rasiermesser, Scheeren, Federmesser und „alle schneidenden Werkzeuge, deren man alle Ge„fangene, die als Criminal-Verbrecher angesehen „werden, beraubt, abgenommen und weshalb die „genaueste Nachsuchung sowohl bei ihnen selbst, als „in ihren Zimmern sollte angestellt werden.“ Während dieser Vorlesung veränderte sich die Stimme des Commissärs, man konnte leicht die Gewalt, die er sich selbst anthat, wahrnehmen; auch bewies derselbe durch sein nachheriges Benehmen, daß er einzig in der Absicht, der königlichen Familie nützlich zu werden, darein gewilligt hatte, in den Tempel geschickt zu werden.

Der König zog aus seiner Tasche ein Messer und ein kleines Futteral von rothem Corduanleder, woraus er einige Scheeren und ein Federmesser nahm. Die Municipalbeamten stellten die genauesten Nachforschungen in den Zimmern an, nahmen die Rasiermesser, das Toilette-Messer, den zum Aufrollen der Haare dienenden Zirkel, kleine zur Reini-

gung der Zähne bestimmte Werkzeuge, und andere goldene und silberne Gegenstände hinweg. Aehnliche Nachsuchungen wurden in meinem Zimmer vorgenommen, und man gab Befehl, mich zu durchsuchen.

Die Municipalbeamten verfügten sich hierauf in das Zimmer der Königin, wo sie den drei Prinzessinnen denselben Beschluß vorlasen, und nahmen sogar die zu ihrer Arbeit dienenden kleinen Geräthschaften hinweg.

Es wurde über sämmtliche, der königlichen Familie abgenommene Gegenstände ein Protokoll aufgesetzt, und solche in Pakete vertheilt, die man versiegelte. Ich mußte sofort einen Beschluß unterzeichnen, der mir gebot, den Rath zu benachrichtigen, ob ich bei dem König, den Prinzessinnen oder in deren Zimmern schneidende Werkzeuge vorgefunden hätte. Diese verschiedenen Gegenstände wurden sofort dem Gemeinderathe zugesandt.

Als man sich zum Mittagsmahl anschickte, entstand ein Zwist unter den Commissären. Die einen wollten nicht dulden, daß die königliche Familie Gabeln und Messer gebrauchte, andere willigten darein, ihr die Gabeln zu lassen; endlich ward entschieden, daß man keine Aenderung treffen, sondern am Schlusse jedes Mahls die Messer und Gabeln hinwegnehmen sollte.

Die Entbehrung der den Prinzessinnen hinweggenommenen Geräthschaften wurde für sie desto empfindlicher, da sie nun den verschiedenen Arbeiten, die in den langsam dahin schleichenden Tagen der Gefangenschaft zu ihrer Unterhaltung dienten, entsagen mußten. Eines Tages nähte Madame Elisabeth die Kleider des Königs, und da sie keine Scheere hatte, zerriß sie den Zwirn mit den Zäh-

Digitized by Google

neu. „Welch ein Abstich!“ sagte der König zu ihr, der sie mit Rührung betrachtete; „in Ihrem hübschen Hause zu Montreuil mangelte Ihnen nichts.“ — „O! mein Bruder, sollten mich Entbehrungen schmerzen, wenn ich Ihr Unglück theile?“

Jeder Tag führte indessen neue tyrannische Beschlüsse herbei. Alles ließ uns irgend ein neues Unglück ahnen. —

Bei einem Besuche, den meine Frau in Begleitung ihrer Freundin bei mir machte, sagte die Letztere zu mir: „Künftigen Dienstag wird der König in den Convent geführt; der Prozeß wird nun beginnen; Se. Majestät wird einen Sachwalter annehmen dürfen; dieß Alles geschieht unfehlbar.“

Ich wußte erst nicht, wie ich es machen sollte, dem Könige diese schreckliche Neuigkeit direkt zu hinterbringen; gleichwohl litt die Sache keinen Verzug, und der König hatte mir befohlen, ihm nichts zu verheimlichen. Abends, beim Auskleiden, setzte ich ihn endlich von Allem, was ich vernommen hatte, in Kenntniß, und ließ ihm sogar merken, daß man die Absicht hätte, ihn während des Prozesses von seiner Familie zu trennen. Ich fügte hinzu, daß er nur noch vier Tage Zeit hätte, um mit der Königin irgend eine Art von Correspondenz zu verabreden. Zugleich versicherte ich ihn, daß ich fest entschlossen sey, Alles zu unternehmen, um die Mittel dazu zu erleichtern. Die Ankunft des Municipalbeamten erlaubte mir nicht, weiter darüber zu sprechen, und verhinderte den König, mir zu antworten.

Später, am Abend, bezeugte mir der König seine Zufriedenheit darüber, im Voraus benachrichtigt worden zu seyn, daß er vor dem National-Convent erscheinen müßte. Er bat mich dann, weitere Er-

kundigungen über das ihm bevorstehende Schicksal einzuziehen, mit dem Beifügen, daß ich nicht besorgen dürfte, ihn zu betrüben, und daß er es mit seiner Familie verabredet habe, den Unwissenden zu spielen, um mich nicht zu compromittiren.

Je näher indessen der Augenblick des Prozesses rückte, desto mißtrauischer zeigte man sich gegen mich; keine meiner Fragen wurde von den Municipalbeamten beantwortet. — Durch einen derselben, der gut gesinnt war, erfuhr ich jedoch, daß die Trennung des Königs von seiner Familie bloß von dem Gemeinderathe beschlossen, von der Nationalversammlung aber noch nicht ausgesprochen wäre. Durch einen andern erhielt ich noch an demselben Tage ein öffentliches Blatt, worin ich das Dekret fand, kraft dessen der König vor den Schranken des Convents erscheinen sollte; auch stellte mir derselbe eine, von Herrn Necker herausgegebene Denkschrift über den Prozeß des Königs zu. Um jenes Blatt und diese Denkschrift der königlichen Familie mitzutheilen, fand ich kein anderes Mittel, als solche, nach vorgängiger Verabredung mit dem König und den Prinzessinnen, in eines der in dem Garderobezimmer befindlichen Möbel zu verstecken.

Am 11. Dec. 1792 hörte man Frühmorgens um fünf Uhr in ganz Paris den Generalmarsch schlagen, und in den Garten des Tempels rückte Cavallerie und Geschütz ein. Dieser Lärm würde die königliche Familie äußerst beunruhigt haben, wäre ihr dessen Ursache nicht bekannt gewesen; sie stellte sich jedoch, als wüßte sie solche nicht, und verlangte von den im Dienste befindlichen Commissären einigen Aufschluß hierüber; diese aber antworteten gar nicht. —

Um eilf Uhr, als der König eben dem Dauphin im Lesen Unterricht gab, traten zwei Municipalbe-

Digitized by Google

amte herein, und sagten Sr. Majestät, daß sie den jungen Ludwig abholen wollten, um ihn zu seiner Mutter zu führen. Der König wollte die Ursache hievon wissen; die Commissäre gaben zur Antwort, daß es der Gemeinderath befohlen habe. Se. Majestät umarmte nun zärtlich ihren Sohn, und trug mir auf, ihm das Geleit zu geben. Bei meiner Zurückkunft sagte ich dem König, daß ich den jungen Prinzen in den Armen der Königin zurückgelassen hätte, worüber er etwas beruhigt schien. Einer der Commissäre trat jetzt wieder ein, um ihm zu melden, daß der Maire von Paris, Chambon, sich im Rathe befände, und heraufkommen würde. „Was verlangt er von mir?" frug der König. — „Ich weiß es nicht," versetzte der Municipalbeamte.

Se. Majestät ging einige Augenblicke mit starken Schritten in ihrem Zimmer auf und nieder, und setzte sich dann in einen Armstuhl neben dem Bette. Die Thüre war nur halb verschlossen, und der Municipalbeamte wagte es nicht, hineinzugehen, um, wie er mir sagte, sich auf keine Fragen einlassen zu müssen.

Nachdem eine halbe Stunde auf diese Weise im tiefsten Schweigen verflossen war, wurde der Commissär unruhig darüber, daß er den König nicht mehr hörte. Er trat sachte in das Zimmer hinein, fand ihn, das Haupt auf eine seiner Hände stützend, und dem Anschein nach in tiefes Nachsinnen versunken. „Was wollen Sie von mir?" frug ihn der König mit lauter Stimme. — „Ich besorgte," erwiederte der Municipalbeamte, „Sie möchten unpäßlich seyn." — „Ich danke Ihnen," versetzte der König mit dem Ausdrucke des heftigsten Schmerzes; „aber die Art, wie man mir meinen Sohn entführt hat, ist für mich allzu empfindlich." Der Munici-

Digitized by Google

valbeamte ging, ohne ein Wort zu sprechen, hinaus. —Der Maire erschien erst um Ein Uhr; er war begleitet von dem Gemeinde-Prokurator Chaumette, dem Gerichts-Aktuar Coulombeau, von mehreren Municipalbeamten und von dem Befehlshaber der Nationalgarde, Santerre. Der Maire sagte zu dem Könige, daß er kraft eines Dekrets, welches der Sekretär des Gemeinderaths ihm vorlesen würde, gekommen sey, um ihn in den Convent zu führen. Jenes Dekret lautete dahin, daß Ludwig Capet vor die Schranken des National-Convents gebracht werden sollte." — „Capet ist nicht mein Name," sagte der König; so hieß einer meiner Vorfahren. Ich hätte gewünscht, mein Herr, fügte er hinzu, daß die Commissäre mir die zwei Stunden lang, während welcher ich auf Sie wartete, meinen Sohn gelassen hätten; übrigens entspricht dieses Verfahren demjenigen, das bereits seit vier Monaten gegen mich Statt gehabt hat. Ich werde Ihnen folgen, nicht um dem Convente Gehorsam zu leisten, sondern weil meine Feinde die Gewalt in Händen haben." Ich reichte dem König seinen Oberrock und Hut, und er folgte dem Maire von Paris.

Als ich mit einem Municipalbeamten mich allein im Zimmer befand, vernahm ich von ihm, daß der König seine Familie nicht mehr sehen würde, der Maire von Paris aber vorerst noch einige Abgeordnete dieser Trennung wegen zu Rathe ziehen müßte. Mit Erlaubniß dieses Commissärs begab ich mich zu dem Dauphin, der sich bei der Königin befand, und verweilte mich bei ihm bis sechs Uhr Abends, wo der König aus dem Convente zurückkam. Die Municipalbeamten benachrichtigten die Königin, daß der König nach dem National-Convent abgegangen wäre, ohne sich jedoch weiter hierüber auszulassen;

Digitized by Google

die Prinzessinnen und der Dauphin speisten, wie gewöhnlich, im Zimmer des Königs.

Nachmittags blieb nur ein einziger Municipalbeamter bei der Königin. Es war ein junger Mann von etwa 24 Jahren, der zum ersten Male die Wache im Thurme hatte, und weniger mißtrauisch, und gutartiger als die meisten seiner Collegen, schien. Die Königin ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein; diesen Augenblick benützte Madame Elisabeth, um in ihr Zimmer hineinzugehen, und gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen.

Ich benachrichtigte sie nun, daß die Gemeinde beschlossen hätte, den König von seiner Familie zu trennen; daß ich besorgte, diese Trennung möchte noch an demselben Abend statt finden; daß zwar der Convent deßhalb noch nichts entschieden, der Maire aber den Auftrag hätte, solches zu verlangen, und daß diesem Verlangen ohne Zweifel würde entsprochen werden. „Wir sind beide, die Königin und ich," erwiederte mir diese Prinzessin, „auf Alles gefaßt, und täuschen uns keineswegs über das Schicksal, das man dem Könige zubereitet. Er wird sterben als ein Opfer seiner Güte und seiner Liebe für sein Volk, für dessen Wohlfahrt er seit seiner Thronbesteigung unablässig bemüht gewesen ist. Wie grausam wird es hintergangen, dieses Volk! Des Königs Stütze bei diesem so schmerzlichen Geschicke wird seine Religion und sein festes Vertrauen auf die Vorsehung seyn." — Mit thränenvollen Augen bat sie mich nun, meine Sorgfalt für ihren Bruder wo möglich zu verdoppeln, und ihnen doch ja Nachrichten von ihm zukommen zu lassen, empfahl mir aber dabei dringend, meine persönliche Sicherheit nicht auf das Spiel zu setzen, indem sie sonst Niemanden mehr hätten, dem sie sich anvertrauen könnten. Ich

versicherte sie von meiner unbedingten Hingebung für den König, und wir kamen über die Mittel überein, eine Correspondenz zu unterhalten.

Einstmals sagte sie mit einer Art von Schrecken zu mir: „Haben Sie vielleicht von der Königin sprechen gehört? was könnte man ihr denn wohl zum Vorwurfe machen?“ — „Nein, Madame, aber was kann man dem Könige zur Last legen?“ — „O! nichts, durchaus nichts; vielleicht betrachten sie aber den König als ein für ihre Sicherheit nothwendiges Opfer; die Königin und ihre Kinder hingegen würden doch wohl ihrer Ehrsucht nicht im Wege stehen?“ Ich bemerkte, daß der König ohne Zweifel bloß zur Deportation würde verurtheilt werden, daß ich davon sprechen gehört, und daß, da Spanien den Krieg nicht erklärt hätte, der König und seine Familie wahrscheinlich dorthin abgeführt werden würde. „Ich habe keine Hoffnung,“ sagte sie zu mir, „daß der König gerettet werden wird.“

Ich glaubte hinzufügen zu müssen, daß die fremden Mächte sich mit den Mitteln, den König von seiner Gefangenschaft zu befreien, beschäftigten; daß der Bruder des Königs und der Graf von Artois neuerdings alle Ausgewanderten um sich versammelten, und sie zu den österreichischen und preußischen Truppen würden stoßen lassen; daß Spanien und England Schritte thun würden, und daß dem ganzen Europa daran gelegen wäre, des Königs Tod zuvorzukommen, daß somit der Convent ernste Betrachtungen würde anzustellen haben, bevor er über des Königs Schicksal entschiede. —

Um sechs Uhr mußte ich auf Befehl der Commissäre in das Raths-Zimmer hinabgehen; sie lasen mir einen Beschluß des Gemeinderaths vor, der mir gebot, weder mit den drei Prinzessinnen, noch mit

Digitized by Google

dem jungen Prinzen irgend eine Gemeinschaft zu unterhalten, indem ich fernerhin den König allein würde zu bedienen haben; sogar wurde vorläufig beschlossen, daß ich nicht in dem Appartement des Königs schlafen, sondern in dem kleinen Thurme wohnen, und nur in dem Augenblicke, wo Se. Majestät meiner bedürfte, zu ihr geführt werden sollte.

Um halb sieben Uhr langte der König an; er schien ermüdet, und seine erste Sorge war, zu bitten, daß man ihn zu seiner Familie führen möchte. Dieß wurde aber unter dem Vorwande verweigert, daß man keine Befehle hierzu hätte. Er verlangte nun, daß man sie doch wenigstens von seiner Zurückkunft benachrichtigen möchte, was ihm denn auch zugesagt wurde. Der König befahl mir, sein Nachtessen bis halb neun Uhr zu bestellen: die Zwischenzeit von zwei Stunden widmete er, beständig von vier Commissären umgeben, seiner gewöhnlichen Lektüre.

Nachdem das Essen aufgetragen war, frug Se. Majestät die Commissäre, ob seine Familie nicht mitspeisen würde; hierauf wurde keine Antwort ertheilt. „Wenigstens wird aber doch mein Sohn die Nacht bei mir zubringen, da sein Bett und seine Effekten hier sind.“ Gleiches Stillschweigen. Nach dem Abendessen verlangte der König wiederholt, seine Familie zu sehen; man gab ihm zur Antwort, daß er die Entscheidung des Convents abzuwarten hätte. Ich gab nun, was zu dem Nachtlager des jungen Prinzen erforderlich war, ab.

Nachts, während ich ihn entkleidete, sagte der König zu mir; „Ich hätte mir alle die Fragen, die an mich gemacht wurden, nicht träumen lassen.“ Er legte sich mit vieler Ruhe nieder. Der Beschluß des Gemeinderaths in Betreff meiner Entfernung während der Nacht, ward nicht vollzogen. Es wäre für die

Digitized by Google

Municipalbeamten zu läſtig geweſen, mich jedesmal, wenn der König meines Dienſtes benöthigt war, abzuholen.

Des folgenden Tages, am 12., hatte der König kaum einen Municipalbeamten erblickt, als er ſich erkundigte, ob auf ſein Begehren, ſeine Familie zu ſehen, eine Entſcheidung erfolgt wäre. Er erhielt zur Antwort, daß man die Befehle noch erwartete. — Der König beauftragte mich, ſeines Sohnes Bett in das Zimmer der Königin hinaufzuſchaffen, wo dieſer junge Prinz die Nacht auf einer der Matratzen derſelben hingebracht hatte. Ich bat Se. Majeſtät, die Entſcheidung des Convents abzuwarten; ich zähle durchaus auf keine Rückſicht, keine Gerechtigkeit, antwortete mir Se. Majeſtät; indeſſen wollen wir es erwarten.

An demſelben Tage überbrachte eine aus vier Abgeordneten, Thüriot, Cambaceres, Dübois-Crancé und Dupant-de-Bigorre, beſtehende Deputation des Convents das Dekret, welches den König zur Annahme eines Sachwalters ermächtigte. Der König erklärte, daß er den Herrn Target und in deſſen Ermanglung Herrn Tronchet, oder, wenn es die National-Verſammlung genehm hielte, beide erwählte. Die Abgeordneten ließen den König ſeine Eingabe unterzeichnen, und unterſchrieben ſie ſofort nach ihm. Der König fügte hinzu, daß es nöthig wäre, ihn mit Papier, Federn und Dinte zu verſehen. Er gab ſodann die Adreſſe von dem Landhauſe des Hrn. Tronchet, mit der Bemerkung, daß ihm deſſen Aufenthalt unbekannt wäre.

Den 13ten Morgens kam jene Deputation abermals, und ſagte zu dem König, daß Herr Target es abgelehnt hätte, ſeinen Prozeß zu übernehmen, daß

nun

nun nach Hrn. Tronchet geschickt worden wäre, und daß er ohne Zweifel noch an demselben Tage kommen würde. Sie las ihm sofort mehrere, von den Herren Sourdat, Hüet, Guillaume und Lamoignon de Malesherbes, vormaligem Präsidenten des Steuerkammergerichts zu Paris und seitherigem Minister des königlichen Hauses — an den Convent erlassene Schreiben vor. *)

Der König antwortete der Deputation:

„Ich bin gerührt von den Anerbietungen, welche mir die Personen machen, die mir mit ihrem Rathe beizustehen wünschen, und ersuche Sie, ihnen meine Dankbarkeit dafür zu bezeugen. Ich nehme den Herrn von Malesherbes zu meinem Rechtsbeistand an; kann mir Herr Tronchet seine Dienste nicht widmen, so werde ich mich mit Hrn. von Malesherbes wegen der Wahl eines Andern verabreden."

Den 14. Dec. hatte Herr Tronchet eine Unterredung mit dem König, wie das Dekret es erlaubte. Denselben Tag wurde Herr von Malesherbes in den Tempel eingeführt; der König eilte diesem ehrwürdigen Greise entgegen, den er zärtlich in seine Arme schloß, und dieser alte Diener zerfloß beim Anblick seines, wie ein Held der Tugend mit dem Unglücke ringenden Herrn in Thränen. —

Bei dieser ersten Conferenz sprachen der König und Herr von Malesherbes sehr laut. Die Commissäre, die sich im Nebenzimmer befanden, behorchten ihre Unterredung, und konnten sie verstehen.

*) Das Schreiben des Hrn. von Malesherbes ist Heft XXIX. Seite 9 enthalten.

Den 15ten erhielt der König die Antwort in Betreff seiner Familie. Der wesentliche Inhalt des Dekrets war: „daß die Königin und Madame Elisabeth im Laufe des Prozesses durchaus keine Gemeinschaft mit dem Könige unterhalten sollten; daß seine Kinder auf sein Verlangen zu ihm kommen dürften, jedoch unter der Bedingung, daß ihnen vor dem letzten Verhöre nicht gestattet seyn sollte, ihre Mutter oder ihre Tante zu sehen.“ Um der Königin den Schmerz zu ersparen, ihrer Kinder beraubt zu werden, entschloß sich der König, ein neues schmerzliches Opfer zu bringen, und von denselben abgesondert zu bleiben. —

Den 16ten, um vier Uhr Nachmittags, erschien eine andere Deputation von vier Mitgliedern des Convents, Valazé, Cochon, Grandpré und Düprat, die zu der, zur Untersuchung des Prozesses des Königs ernannten Commission der Ein und zwanzig gehörte. In ihrem Gefolge befand sich ein Sekretär, ein Gerichtsdiener, und ein Offizier von der Leibwache des Convents: sie überbrachten dem Könige die gegen ihn verfaßte Anklage-Schrift, nebst den, auf seinen Prozeß sich beziehenden Aktenstücken, wovon die meisten in einem verborgenen Schranke, den der Minister Roland den eisernen Schrank genannt hatte, gefunden worden waren.

Die Ablesung dieser Aktenstücke, deren hundert und sieben waren, dauerte von vier Uhr bis Mitternacht; der König durchlas und unterzeichnete sie alle, so wie eine Abschrift von jedem derselben, die man in seinen Händen ließ.

Unter den Aktenstücken, die dem Könige vorgelegt wurden, befanden sich auch Polizei-Protokolle,

Digitized by Google

welche Anklagen enthielten, die von einigen seiner eigenen Diener gegen ihn vorgebracht und unterzeichnet worden waren. Diese Undankbarkeit schien ihm sehr nahe zu gehen.

Einige Tage nachher kamen die vier Abgeordneten von der Commission der Elf und zwanzig abermals in den Tempel. Sie lasen dem Könige ein und fünfzig neue Aktenstücke vor, die er, gleich den vorhergehenden, unterzeichnete; im Ganzen waren jezt dieser Aktenstücke 1500, wovon man die Abschriften in seinen Händen ließ. —

Vom 14ten bis 26sten December kamen die Sachwalter des Königs jeden Tag regelmäßig Abends um fünf Uhr zu ihm und blieben bis neun Uhr. Herr von Malesherbes theilte ihm die öffentlichen Neuigkeiten und die gedruckten Gutachten der Abgeordneten in Bezug auf seinen Prozeß mit. Der König legte sich nicht eher schlafen, als bis er diese verschiedenen Schriften durchlesen hatte, und verbrannte sie dann, um den Herrn von Malesherbes nicht zu compromittiren, in dem Ofen seines Cabinets. —

Am Christtage schrieb der König eigenhändig sein Testament nieder. *)

Den 26. Dezember wurde der König zum zweiten Mal vor die Schranken der National-Versammlung geführt. Ich hatte die Königin, damit der Lärm der Trommeln und die Bewegung der Truppen sie nicht erschreckte, im Voraus davon benachrichtigt. Se. Maj. ging, immer unter Chambons und Santerres Aufsicht, um zehn Uhr Morgens ab, und kam Abends um fünf Uhr zurück. —

*) Heft xxx. Seite 224.

Des folgenden Tages geruhte Se. Maj. mir ihre gedruckte Vertheidigung, nach vorgängiger Anfrage bei den Municipal-Beamten, ob sie mir solche ohne Anstand übergeben könnte, selbst einzuhändigen. Es war der Commissär Vincent, der es übernahm, der Königin ein Exemplar davon heimlich zu überbringen; er benützte den Augenblick, wo der König ihm für diesen kleinen Dienst dankte, um etwas von ihm zu verlangen, das ihm zugehört hätte: Se. Maj. nahm ihr Halstuch ab, und machte ihm ein Geschenk damit. Ein anderes Mal gab er einem andern Municipal-Beamten seine Handschuhe, der sie aus gleichem Beweggrunde zu bekommen wünschte.

Am 1. Jan. näherte ich mich dem Bette des Königs, und bat ihn mit leiser Stimme, ihm meine heißesten Wünsche für das Ende seiner Leiden darbringen zu dürfen. „Ich nehme Ihre Wünsche an," sagte er huldvoll," indem er mir eine seiner Hände reichte, die ich küßte und mit meinen Thränen begoß. Sobald er aufgestanden war, bat er einen Municipalbeamten, sich in seinem Namen nach seiner Familie zu erkundigen und ihr zum neuen Jahre Glück zu wünschen. Die Municipal-Beamten wurden durch den Ton, womit diese in Hinsicht auf die Lage des Königes, so Herzzerschneidenden Worte ausgesprochen wurden, gerührt.

Nachdem der König sich wieder in sein Zimmer begeben hatte, sagte einer derselben zu mir: „Warum verlangt er nicht, seine Familie zu sehen? Nun, da die Verhöre beendigt sind, würde dieß keinen Anstand finden; man müßte sich deßhalb an den Convent wenden." Der Municipal-Beamte, der

sich zu der Königin begeben hatte, kam zurück und meldete Sr. Maj., daß seine Familie ihm für seinen Glückwunsch dankte und solchen erwiederte. „Welcher Neujahrstag!“ sagte der König.

An demselben Abend gab ich dem Könige zu verstehen, daß, wenn er um die Erlaubniß, seine Kinder zu sehen, ansuchen würde, ich von der Einwilligung des Convents beinahe überzeugt wäre.“ Binnen einigen Tagen, gab er mir zur Antwort, werden sie mir diesen Trost nicht versagen, man muß warten.

Den Nachrichten zufolge, die ich von meiner Frau erhielt, schien die öffentliche Stimmung noch immer günstig für den König; sie äußerte sich sogar auf eine auffallende Weise in dem französischen Theater und in dem des Vaudevilles. Im ersteren wurde der Freund des Gesetzes gegeben; alle Anspielungen auf den Prozeß Sr. Maj. wurden mit Entzücken aufgefaßt und beklatscht. In dem Vaudeville sagte eine der handelnden Personen in der keuschen Susanna, zu den beiden Greisen: „Wie könnt Ihr Ankläger und Richter auf Einmal seyn?“ Diese Stelle mußte auf Verlangen des Publikums mehrmals wiederholt werden. Ich sagte manchmal zu dem König, daß die, unter sich selbst uneinigen Mitglieder des Convents bloß auf lebenslängliche Einschließung oder Deportation erkennen würden. „Möchten sie,“ erwiederte mir Se. Maj., „diese Mäßigung für meine Familie haben! für sie allein bin ich besorgt. —

Den 16., Abends um 6 Uhr, traten vier Municipal-Beamte in das Zimmer des Königs, und lasen ihm einen Beschluß des Gemeinderaths vor, der im Wesentlichen enthielt: „daß er von den besagten

Municipal-Beamten Tag und Nacht genau bewacht werden, und zwei derselben die Nacht neben seinem Bette zubringen sollten.“ Der König frug, ob sein Urtheil ausgesprochen wäre; einer von ihnen setzte sich ohne Weiteres in den Armstuhl des Königs, der stehen geblieben war; er antwortete hierauf, daß er sich um das, was in dem Convent vorginge, nicht kümmere, indessen habe er vernommen, daß man noch an dem Namen-Aufrufe sey. Einige Augenblicke darauf trat Herr v. Malesherbes ein und meldete dem König, daß der Namen-Aufruf noch nicht beendigt wäre.

In diesem Augenblicke brach in dem Kamin eines Zimmers, das der Holzträger im Pallaste des Tempels bewohnte, Feuer aus. Eine bedeutende Volksmenge drang in den Hof. Ein Municipal-Beamter kam ganz erschrocken und sagte zu Herrn von Malesherbes, daß er sich auf der Stelle entfernen sollte. Letzterer begab sich nun hinweg, nachdem er dem Könige versprochen hatte, wieder zu kommen und ihn von seinem Urtheil zu benachrichtigen. „Warum sind Sie so erschrocken?“ frug ich den Commissär. — Man hat Feuer in dem Tempel eingelegt, sagte er zu mir; man hat es absichtlich gethan, um Capet während des Tumults zu entführen; aber ich habe die Mauern bereits mit einer starken Wache umringen lassen.“ Man erfuhr indessen bald, daß das Feuer gelöscht, und es ein bloßer Zufall sey.

Donnerstags den 17. Januar trat Hr. v. Malesherbes gegen neun Uhr Morgens in das Zimmer; ich ging ihm entgegen. „Alles ist verloren,“ sagte er zu mir, der König ist verurtheilt. Der König, der

ihn kommen sah, stand auf, um ihn zu empfangen. Dieser Minister stürzte sich zu seinen Füßen nieder: er konnte vor Schluchzen nicht athmen, und vermochte mehrere Augenblicke lang nicht zu sprechen. De König richtete ihn auf, und drückte ihn zärtlich an seine Brust. Hr. v. Malesherbes setzte ihn von dem Dekrete, das ihn zum Tode verurtheilte, in Kenntniß; der König machte durchaus keine Bewegung, welche Ueberraschung oder Erschütterung verrathen hätte: er schien bloß von dem Schmerz dieses ehrwürdigen Greisen gerührt, und suchte ihn sogar zu trösten.

Herr von Malesherbes benachrichtigte Se. Maj. von dem Resultate des Namen-Aufrufs. Angeber, Verwandte, persönliche Feinde, Laien, Geistliche, abwesende Abgeordnete, alle hatten gestimmt; und trotz dieser Verletzung aller Formen hatten diejenigen, welche die Todesstrafe theils als politische Maßregel, theils unter dem Vorgeben, daß der König strafbar sey, gestimmt hatten, eine Mehrheit von nicht mehr als fünf Stimmen erlangt; mehrere Deputirte hatten für die Todesstrafe nur vorläufig gestimmt. Man hatte einen zweiten Namen-Aufruf angeordnet, und es war anzunehmen, daß die Stimmen derjenigen, die den Königsmord zu verzögern suchten, vereint mit den andern, die nicht für die Todesstrafe waren, die Mehrheit ausmachen würden. Aber an den Pforten der Versammlung standen Meuchelmörder, im Dienste des Herzogs von Orleans und der Deputation von Paris, die jeden, der sich weigerte, ihr Mitschuldiger zu seyn, durch ihr Geschrei erschreckten und mit ihren Dolchen bedrohten; und, sey es Betäubung oder Gleichgültigkeit — die Hauptstadt

wagte nicht oder war nicht Willens, etwas für ihres Königes Rettung zu unternehmen. —

Als Hr. v. Malesherbes jetzt eben im Begriffe war, sich hinwegzubegeben, empfahl ihm der König, sich Abends zeitig einzustellen, und ihn in seinen letzten Augenblicken nicht zu verlassen. „Der Schmerz dieses guten Greisen hat mich tief gerührt," sagte der König zu mir beim Eintritt in sein Zimmer, wo ich seiner wartete.

Seit Hrn. v. Malesherbes Ankunft war ich von einem allgemeinen Zittern befallen worden, indessen richtete ich Alles zu, was nöthig war, damit der König sich rasiren konnte. Er seifte sich selbst ein; ich hielt, stehend und ihm gerade im Gesichte, das Becken. Genöthigt, meinen Schmerz zu unterdrücken, hatte ich es noch nicht gewagt, die Augen auf meinen unglücklichen Herrn zu werfen; ich faßte ihn zufälligerweise ins Gesicht, und meine Thränen flossen unwillkührlich. Ich weiß nicht, ob der Zustand, worin ich mich befand, den König an seine unglückliche Lage erinnerte; aber über sein Gesicht verbreitete sich auf Einmal eine Blässe, seine Nase und seine Ohren erbleichten plötzlich. Bei diesem Anblicke sanken mir die Knie ein; der König, der meine Ohnmacht gewahr ward, faßte mich an beiden Händen, drückte sie fest zusammen, und sagte halb laut zu mir: „Frisch auf, mehr Herz gefaßt!"

Abends sprach der König mit mir über sein Urtheil. Ich bemerkte, daß nach Malesherbes eigener Meinung ein Aufschub zu hoffen stünde. „Ich habe allen Hoffnungen entsagt," erwiederte er, „aber es schmerzt mich sehr, daß der Herzog v. Orleans, mein

Verwandter, für meinen Tod gestimmt hat. — Ich fürchte den Tod nicht, aber mit Schaudern denke ich an das grausame Loos, das ich meiner Familie, der Königin und unsern unglücklichen Kindern hinterlassen werde. Und wer wird sich jener treuen Diener, die mich nicht verlassen haben, jener Greise, die zu ihrem Lebensunterhalte nichts als die kleinen Pensionen hatten, die ich ihnen reichte — wer wird sich ihrer annehmen? Ich sehe das Volk der Anarchie preisgegeben, ein Schlachtopfer aller Faktionen werden, Verbrechen auf Verbrechen folgen, Frankreich zerrissen werden durch lange dauernde Zwietracht." Dann nach einer kleinen Pause: „Ach! mein Gott! war das der Lohn, der mir für alle meine Aufopferungen zu Theil werden sollte? Habe ich nicht Alles versucht, um das Glück der Franzosen fest zu gründen? — Hr. v. Malesherbes, den der König erwartete, kam nicht.

Auch am Freitag, den 18., erhielt er keine Nachricht von ihm, worüber er sehr beunruhigt wurde. Als ihm zufälligerweise ein alter Mercure de France in die Hände gerathen war, und er darin ein Räthsel fand, das einen Doppelsinn enthielt, gab er mir solches zu lösen auf; ich suchte vergebens das rechte Wort. — „Wie, Sie finden es nicht? Es ist doch in diesem Augenblicke sehr anwendbar auf mich, sagte er, das Wort heißt — Opfer."

Der König befahl mir, aus der Bibliothek den Band von Englands Geschichte, wo Carls I. Tod vorkömmt, zu holen: er las darin die folgenden Tage. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Se. Maj.

Digitized by Google

seit ihrem Eintritt in den Tempel 250 Bände durchlesen hätte. —

Samstags den 19., um neun Uhr Morgens, trat ein Municipal-Beamter, Namens Gobrau, mit einem Papier in der Hand, herein: ihn begleitete der Kerkermeister des Tempels, der einen Schreibzeug trug. Der Municipal-Beamte sagte dem König, daß er Befehl hätte, über die Geräthschaften und übrigen Effekten ein Inventar aufzunehmen. Se. Maj. ließ mich bei ihm und begab sich in den kleinen Erker. Unter dem Vorwande des Inventirens fing nun der Municipal-Beamte an, mit der ängstlichsten Sorgfalt Alles zu durchsuchen, um, wie er sagte, versichert zu seyn, daß keine Waffe, noch schneidendes Instrument in dem Zimmer Se. Maj. versteckt worden wäre. Noch war ein kleiner Schreibtisch zu untersuchen, worin sich die Papiere befanden; der König wurde genöthigt, jedes dieser Papiere herauszunehmen und sie nach einander vorzuzeigen.

Abends verlangte der König von den Commissären, daß sie bei dem Gemeinderath anfragen sollten, aus welchen Gründen keiner seiner Sachwalter mehr in den Tempel käme, indem er sich doch wenigstens mit Malesherbes zu besprechen wünschte. Einer derselben erklärte hierauf, daß ihnen verboten sey, dem Gemeinderath irgend ein Gesuch des Königs, das nicht eigenhändig von ihm geschrieben und unterzeichnet wäre, vorzulegen. Er schrieb nun ein Billet, und händigte es den Commissären ein: es wurde aber erst den andern Tag dem Gemeinderath überbracht. — Der König verlangte, mit seinen Sachwaltern ohne allen Zwang sprechen zu dürfen, und

Digitized by Google

beschwerte sich über den Beschluß, welcher befahl, ihn Tag und Nacht nicht aus den Augen zu lassen. „Man wird doch wohl einsehen, schrieb er an den Gemeinderath, daß es für mich sehr drückend ist, nicht allein bleiben zu dürfen und die, um mich zu sammeln, erforderliche Ruhe nicht zu haben.“

Sonntags den 20. Jan., erkundigte sich der König, sobald er aufgestanden war, ob sein Gesuch dem Gemeinderathe vorgelegt worden sey. Die Municipal-Beamten bejahten es, allein kein Sachwalter erschien. —

Es hatte zwei Uhr geschlagen, als plötzlich die Thüre geöffnet wurde, und der Vollziehungsrath hereintrat. Es erschienen auf Einmal 12—15 Personen, unter denen sich der Justiz-Minister Garat befand. Dieser nahm sofort, den Hut auf dem Kopfe, das Wort, und sagte: „Ludwig, der National-Convent hat den provisorischen Vollziehungsrath beauftragt, Ihnen seine Dekrete vom 15., 16., 17., 19. und 20. Jan. bekannt zu machen; der Sekretär des Raths wird Ihnen solche vorlesen. Hierauf entfaltete der Sekretär Grouvelle das Dekret, und las mit schwacher und zitternder Stimme:

Dekrete des National-Convents vom 15., 16., 17., 19. und 20. Jan.

Erster Artikel.

Die National-Versammlung erklärt Ludwig Capet, letzten König der Franzosen, als der Ver-

schwörung gegen die Freiheit der Nation und der Beeinträchtigung der allgemeinen Sicherheit des Staates schuldig.

Zweiter Artikel.

Die National-Versammlung erklärt, daß Ludwig Capet die Todesstrafe zu erleiden habe.

Dritter Artikel.

Der National-Convent erklärt die Schrift Capets, die durch dessen Sachwalter vor die Schranken gebracht worden und betitelt ist: „Appellation an die Nation von dem durch den Convent über ihn gefällten Urtheile," für null und nichtig; er verbietet Jedermann, wer er auch sey, derselben irgend einige Folge zu geben, bei Strafe, als der Beeinträchtigung der allgemeinen Sicherheit des Staates schuldig, belangt und bestraft zu werden.

Vierter Artikel.

Der provisorische Vollziehungsrath hat gegenwärtiges Dekret noch heute Ludwig Capet kund zu thun, und die zu dessen Vollstreckung binnen vierundzwanzig Stunden, von seiner Bekanntmachung an gerechnet, erforderlichen Polizei- und Sicherheits-Maßregeln vorzukehren, sofort dem National-Convent von Allem, so wie es in Vollzug gesetzt seyn wird, Bericht zu erstatten."

Während dieser Vorlesung zeigte sich auf dem Gesichte des Königs durchaus keine Veränderung. Ich bemerkte bloß, daß beim ersten Artikel, als das Wort Verschwörung ausgesprochen wurde, ein Lächeln des Unwillens seine Lippen etwas verzog; bei den Worten aber: „die Todesstrafe zu erleiden habe,"

Digitized by Google

umstrahlte sein Angesicht die ganze Glorie der, über alle Schrecknisse des Todes triumphirenden Unschuld. Er nahm hierauf sein Portefeuille aus der Tasche, zog ein Schreiben daraus hervor, und bat Garat, solches dem National-Convente zuzustellen. Als dieser zu straucheln schien, sagte der König zu ihm: „Ich will es Ihnen vorlesen.“ Und nun las er, ohne im Mindesten die Fassung zu verlieren, die im Heft XXX. Seite 208 enthaltene Schrift.

Garat nahm dieses Schreiben mit der Versicherung an, daß er es dem Convent übergeben würde. Der König übergab sofort einem Municipal-Beamten die Adresse an Hrn. Edgeworth de Firmont.

Nachdem er hierauf einen Augenblick in seinem Zimmer auf und nieder gegangen war, verlangte er, zu Mittag zu speisen. Einige Minuten nachher beriefen mich zwei Municipal-Beamte in den Speisesaal, und lasen mir einen Beschluß vor, welcher lautete: „daß Ludwig sich keines Messers, noch einer Gabel bei seinen Mahlzeiten bedienen dürfte, daß seinem Kammerdiener ein Messer anvertraut werden würde, um ihm sein Brod und Fleisch in Gegenwart zweier Commissäre zu schneiden, und daß sodann das Messer zurückgenommen werden würde.“

Als sich der König zu Tische gesetzt hatte, und das Messer vermißte, so bemerkte er dieß gegen mich. Der Municipal-Beamte Minier setzte ihn nun von dem Beschlusse des Gemeinderaths in Kenntniß. „Hält man mich für so feige,“ sagte er, „daß ich mich selbst des Lebens berauben werde? Man würdet mir Verbrechen auf, allein mein Gewissen spricht mich frei davon, und ich werde ohne Furcht sterben: ich wünschte, daß mein Tod zum Glücke der Franzosen

Digitized by Google

ausschlagen, und das Unglück, das ich voraussehe, möchte verhindern können."

Gegen sechs Uhr Abends kam Garat wieder in den Thurm; Santerre, der ihm vorausgegangen war, näherte sich dem König und sagte zu ihm halb laut und mit lächelnder Miene: „Hier ist der Vollziehungsrath." Garat machte ihm sofort folgende Antwort des Convents auf sein Schreiben bekannt: „daß es Ludwig frei stünde, einen Geistlichen nach seinem Belieben zu wählen, und seine Familie ungehindert und ohne Zeugen zu sprechen; daß die Nation, immer groß und immer gerecht, sich mit dem Schicksal seiner Familie beschäftigen würde; daß den Gläubigern seines Hauses billige Schadloshaltungen verwilligt werden würden; daß aber der National-Convent wegen des Aufschubs von drei Tagen zur Tagesordnung übergegangen wäre."

Der König hörte diese Vorlesung an, ohne irgend eine Bemerkung zu machen; er ging in sein Zimmer zurück, und sagte zu mir: „Santerre's Miene nach glaubte ich, der Aufschub wäre bewilligt." Auch bei dieser Gelegenheit konnten sich einige Municipal-Beamten der Spottreden nicht enthalten.

Nach der Vorlesung der Antwort des Convents besprachen sich Garat und die Commissäre über die Art, wie der König seine Familie sprechen sollte. Man kam dahin überein, daß der König seine Familie in dem Speisesaal empfangen sollte, und zwar so, daß er durch die Glaswand des Verschlags erblickt werden könnte; übrigens sollte man, damit man ihn nicht sprechen hörte, die Thüre verschließen."

Mit Garat war auch Herr von Firmont angekommen: der König führte ihn in den kleinen Thurm, und schloß sich daselbst mit ihm ein. —

Digitized by Google

Um acht Uhr verlangte der König, zu seiner Familie geführt zu werden, worauf ihm aber der obige Beschluß kund gethan ward.

Um halb neun Uhr erschien die königliche Familie; sie stürzte sich sogleich in seine Arme. Einige Minuten lang herrschte dumpfes Schweigen, das nur durch Schluchzen unterbrochen ward. — Von ihrer nachherigen Unterredung konnte man nichts verstehen, man bemerkte nur, daß bei jeder Rede des Königs das Schluchzen der Prinzessinnen sich vermehrte, und er dann aufs Neue zu sprechen anfing. Aus ihren Bewegungen konnte man übrigens leicht abnehmen, daß der König ihnen seine Verurtheilung selbst bekannt gemacht hatte.

Nachdem dieser höchst tragische Auftritt sieben Viertelstunden gedauert hatte, stand der König zuerst auf, und alle folgten ihm. Sie machten einige Schritte gegen die Eingangspforte, indem sie die schmerzlichsten Seufzer ausstießen. „Ich versichere euch," sagte der König, „daß wir uns morgen früh um acht Uhr sehen werden." — „Sie versprechen es uns?" riefen alle zusammen. — „Ich verspreche es euch." — „Warum nicht um sieben Uhr," sagte die Königin. — „Nun dann! ja, um sieben Uhr," antwortete der König. „Lebt wohl. . . ."

Er sprach dieses Lebewohl mit einem solchen Ausdrucke aus, daß das Schluchzen sich verdoppelte. Die Tochter des Königs sank, während sie ihn in ihren Armen hielt, ohnmächtig zu seinen Füßen nieder. Ich richtete sie auf und half Madame Elisabeth sie unterstützen. Der König, um dieser herzzerschmelzenden Scene ein Ende zu machen, küßte sie alle auf das Zärtlichste, und entriß sich dann wie ein Held ihren Armen. „Lebt wohl! . . . Lebt wohl! . . ."

Digitized by Google

rief er ihnen zu, und begab sich dann in sein Zimmer zurück. —

Die Prinzessinnen gingen wieder in ihre Zimmer hinauf; obschon beide Pforten verschlossen waren, so vernahm man doch immer noch auf der Treppe das Wehklagen und Jammern derselben. Der König begab sich wieder zu seinem Beichtvater in das Cabinet des kleinen Thurmes.

Eine halbe Stunde nachher speiste er zu Nacht, wobei er zwar wenig, aber mit Appetit aß.

Nach dem Essen, als der König sich wieder in sein Cabinet zurückbegeben hatte, verließ sein Beichtvater solches und ersuchte die Commissäre, ihn in das Rathszimmer zu führen, um sich die, zu der am folgenden Tage Morgens zu haltenden Messe nöthigen Ornamente und sonstigen Erfordernisse auszubitten. Nur mit Mühe brachte es Herr von Firmont dahin, daß ihm seine Bitte gewährt wurde. — Bei seiner Zurückkunft aus dem Rathszimmer ging er wieder zu dem Könige hinein; beide begaben sich in den kleinen Thurm, und blieben daselbst bis um Mitternacht. — Beim Schlafengehen befahl mir der König, ihn um fünf Uhr zu wecken.

Kaum hatte er sich niedergelegt, als ein tiefer Schlaf seine Sinne überwältigte. Er schlief bis fünf Uhr, ohne zu erwachen. —

Ich hörte fünf Uhr schlagen und machte Feuer; bei dem Geräusch, das ich verursachte, erwachte der König. Als ich mich sofort seinem Bette näherte, sagte er zu mir: „Ich habe gut geschlafen, hatte es aber auch nöthig, denn ich war von dem gestrigen Tage sehr ermüdet.“ —

Nachdem er mit seinem Anzuge fertig war, hieß er mich dem Herrn von Firmont es melden; dieser

war

war schon aufgestanden, und folgte nun dem König in sein Cabinet. —

Während dieser Zeit stellte ich einen Schrank mitten in das Zimmer, und richtete ihn in der Form eines Altars zu, um Messe dabei zu halten. Nachdem alles gehörig vorbereitet war, meldete ich solches dem Könige. — Die Messe begann um sechs Uhr. Bei dieser erhabenen Ceremonie herrschte tiefes Stillschweigen. Der König, immer auf den Knieen, hörte die Messe mit der heiligsten Andacht und in der würdevollsten Haltung an. Nachdem er das heilige Abendmahl empfangen hatte, begab sich der König in sein Cabinet, und der Geistliche ging in mein Zimmer, um seinen Priester-Ornat abzulegen.

Ich nahm diesen Augenblick wahr, um zum Könige in das Cabinet zu gehen; er ergriff mich bei beiden Händen, und sagte mit gerührtem Tone: „Clery, ich bin mit Ihren Diensten zufrieden.“ Ich stürzte zu seinen Füßen nieder, und nachdem ich ihn versichert hatte, wie gerne ich mich für ihn würde aufgeopfert haben, bat ich ihn um seinen Segen. Er gab mir ihn, und sagte, mich an seine Brust drückend: „Theilen Sie ihn mit allen meinen treuen Dienern! — Gehen Sie jetzt, und erregen Sie keinen Verdacht wider Sich.“ — Ich ergriff nochmals seine Hand, küßte sie und ging hinaus. „Leben Sie wohl,“ sagte er wiederholt, „leben Sie wohl!....“

Um sieben Uhr trat der König aus seinem Cabinet hervor, rief mir und sagte, indem er mich ans Fenster zog: „Stellen Sie dieses Petschaft meinem Sohne . . . diesen Ring der Königin zu; sagen Sie ihr, daß ich mich seiner ungern entäußere . . . das kleine Paquet hier enthält Haare von meiner ganzen Familie; stellen Sie ihr auch dieses zu . . . Sagen

Digitized by Google

Sie der Königin, meinen lieben Kindern und meiner Schwester, daß ich ihnen zwar zugesagt habe, sie diesen Morgen zu sprechen, daß ich ihnen aber den Schmerz einer so grausamen Trennung habe ersparen wollen. Wie wehe thut es mir, zu scheiden, ohne ihre letzten Umarmungen zu empfangen! . . ." Er trocknete einige Thränen, und sagte dann mit dem schmerzlichsten Ausdruck: „Ich gebe Ihnen hiermit den Auftrag, denselben mein letztes Lebewohl zu sagen! . . ."

Eine Viertelstunde nachher trat der König aus seinem Cabinete, und sagte zu mir: „Fragen Sie doch, ob ich eine Scheere haben kann?" — Ich frug bei den Commissären an. „Wissen Sie, wozu er sie gebrauchen will?" — „Ich weiß es nicht." — „Das muß man wissen." — Ich klopfte an die Thüre des kleinen Cabinets, der König kam heraus. Ein Municipalbeamter, der mir nachgefolgt war, sagte zu ihm: „Sie haben eine Scheere verlangt; bevor man aber bei dem Rathe darum ansuchen kann, muß man erst wissen, was Sie damit thun wollen." Der König erwiederte: „Ich wünschte, daß Clery mir die Haare damit abschnitte." Die Sache wurde dem Rathe vorgetragen, der aber nach einer halbstündigen Berathschlagung das Gesuch abschlug. Als ein Municipalbeamter ihm solches meldete, sagte er: „Ich würde die Scheere nicht berührt haben; ich hätte gewünscht, daß Clery mir die Haare in Ihrem Beiseyn abschnitte; ich ersuche Sie noch einmal, mein Herr, meine Bitte vorzutragen." Der Municipalbeamte begab sich in den Rath zurück, der aber auf seiner Weigerung beharrte.

Man sagte mir jetzt, daß ich mich anschicken müsse, den König auf dem Schaffot zu entkleiden. Bei die-

ser Ankündigung ward ich von Entsetzen ergriffen. Ich raffte indessen meine ganze Stärke zusammen und bereitete mich vor, meinem Herrn diesen letzten Dienst zu leisten, um ihm die Schmach, durch des Henkers Hand entkleidet zu werden, zu ersparen, als mir ein anderer Municipalbeamter meldete, daß ich den Tempel nicht verlassen dürfe, wobei er sagte: „Der Henker ist gut genug für ihn.“

Paris stand seit fünf Uhr Morgens unter den Waffen; man hörte im Tempelthurme den Generalmarsch schlagen, das Geklirre der Waffen, das Trappen der Pferde, das Getöse des hin- und herziehenden Geschützes.

Um neun Uhr nimmt der Lärm zu, die Pforten öffnen sich krachend; Santerre, begleitet von sieben bis acht Municipalbegmten, tritt herein an der Spitze von zehn Gensd'armen, und stellt sie in zwei Reihen auf. Auf dieses Geräusch tritt der König aus seinem Cabinette. „Sie wollen mich abholen?“ sagte er zu Santerre. „Ja.“ — „Ich bitte Sie um eine Minute,“ und er ging in sein Cabinet zurück. Der König kam alsbald in Begleitung seines Beichtvaters zurück; er hielt sein Testament in der Hand, und indem er sich an einen, ihm zunächst stehenden Municipalbeamten, Namens Jakob Roux, einen beeidigten Priester, wandte, sagte er zu diesem: „Ich ersuche Sie, dieses Papier der Königin, meiner Gemahlin, zuzustellen.“ — „Das geht mich nichts an,“ versetzte dieser, „ich bin hier, um Sie auf das Schaffot zu begleiten.“

Der König wandte sich sofort an einen andern Municipalbeamten, indem er zu ihm sagte: „Haben Sie die Gefälligkeit, dieses Papier meiner Gemahlin einzuhändigen; Sie können solches durchlesen; es ent-

Digitized by Google

hält Anordnungen, wovon ich den Gemeinderath in Kenntniß gesetzt wissen möchte."

Ich stand hinter dem König; er wandte sich gegen mich, und ich bot ihm seinen Oberrock dar. „Ich bedarf seiner nicht," sagte er zu mir, „geben Sie mir bloß meinen Hut." Ich reichte ihm solchen. Seine Hand begegnete der meinigen, die er zum letzten Male drückte. „Meine Herren," sagte er, sich an die Municipalbeamten wendend, „ich wünschte, daß Clery bei meinem Sohne bleiben möchte; er ist seiner Fürsorge gewohnt; ich hoffe, die Gemeinde wird dieses Ansuchen genehmigen." — Jetzt sagte er zu Santerre: „Laßt uns gehen."

Dieß waren die letzten Worte, die er in seinem Appartement sprach. Als er die Treppe betrat, begegnete ihm der Kerkermeister des Thurmes, Mathey, dessen ungebührendes Benehmen gegen ihn der König zwei Tage zuvor mit einigem Nachdrucke gerügt hatte: „Ich war vorgestern ein wenig aufgebracht gegen Euch," saate er zu ihm, „gedenket es mir nicht." Mathey wandte ihm, ohne Antwort, den Rücken.

Ich blieb mit zerfleischtem Herzen und beinahe bewußtlos in meinem Zimmer. Die Trommeln und Trompeten verkündigten, daß Se. Maj. den Tempel verlassen hatte . . . Eine Stunde nachher ertönten Artillerie-Salven; man vernahm das Geschrei: Es lebe die Nation! Es lebe die Republik! . . . Der Beste der Könige war nicht mehr! . . .

Digitized by Google

Ludwigs XVI.

letzte Lebensstunden.

Von

seinem Beichtvater

Edgeworth v. Firmont,

(Heinrich Essex.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Noch war des Königs Schicksal nicht entschieden, als Herr von Malesherbes, dem ich nicht persönlich bekannt war, und der mich weder in seiner Wohnung empfangen, noch sich zu mir begeben konnte, mich um eine Zusammenkunft an einem dritten Orte ersuchen ließ. Diese Zusammenkunft fand nun im Hause der Frau von Sénozan Statt. Hier händigte mir Hr. von Malesherbes ein Schreiben des Königs ein, worin mir dieser unglückliche Monarch den Antrag machte, ihm in seiner Todesstunde beizustehen. Da sich in diesem Schreiben die Seele des Fürsten, dessen letzte Augenblicke ich beschreibe, wie in einem Spiegel darstellt, so kann ich nicht umhin, einige der darin enthaltenen Ausdrücke anzuführen. Er trieb die Delikatesse so weit, den Dienst, den er von mir verlangte, eine Gefälligkeit zu nennen; er bat darum, als um ein letztes Unterpfand meiner Anhänglichkeit an ihn; er hoffte, daß ich ihm solchen nicht versagen würde; nur in dem Falle, wenn ich mich dessen nicht getrauen sollte, stellte er es mir frei, meine Stelle durch einen andern Geistlichen, dessen Wahl er mir ebenfalls anheim stellte, versehen zu lassen.

Digitized by Google

Ein solcher Antrag würde für jeden Andern eine dringende Aufforderung gewesen seyn; für mich war er ein unbedingter Befehl. Auch trug ich dem Herrn von Malesherbes auf, den König von meiner Bereitwilligkeit und meiner innigen Theilnahme an seiner Lage, insoweit es thunlich wäre, in Kenntniß zu setzen.

Da einige Tage verstrichen, ohne daß ich etwas Weiteres vernahm, so hoffte ich nun schon, daß man es bei einer Deportation bewenden lassen, oder daß zum Mindesten ein Aufschub Statt finden würde, als am 20. Januar um vier Uhr Nachmittags sich ein Unbekannter bei mir einfand, der mir eine Zuschrift von Seiten des provisorischen Vollziehungsrathes einhändigte, welche folgendermaßen lautete: „Da der Vollziehungsrath dem Bürger Edgeworth de Firmont eine Sache von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen hat, so macht er ihm das Ansinnen, sich auf einen Augenblick an seinen Sitzungsort zu begeben.“ Der Unbekannte fügte noch hinzu, daß er Befehl habe, mich zu begleiten, und daß ein Wagen in der Straße meiner warte. Ich ging sofort mit ihm.

Als ich in den Tuillerien, wo der besagte Rath seine Sitzungen hielt, angelangt war, fand ich die sämmtlichen Minister versammelt. Auf allen Gesichtern war Bestürzung zu lesen. Sobald ich erschien, standen sie auf und drängten sich gleich um mich herum. Der Justizminister nahm das Wort und sagte zu mir: „Sind Sie der Bürger Edgeworth de Firmont?“ Ich bejahte es. „Da Ludwig Capet,“ versetzte nun der Minister, „uns seinen Wunsch bezeugt hat, Sie in seinen letzten Augenblicken bei sich zu

haben, so haben wir Sie hierher entboten, um von Ihnen zu vernehmen, ob Sie ihm den Dienst, den er von Ihnen verlangt, zu leisten Willens sind?" — Wenn der König diesen Wunsch geäußert, und mich namentlich bezeichnet hat, so ist es meine Pflicht, mich zu ihm zu begeben." — „Wenn dem so ist," fuhr der Minister fort, „so werden Sie mich in den Tempel begleiten, denn ich gehe auf der Stelle dahin ab." — Er nahm sofort ein Heft Papiere von dem Schreibtische, besprach sich einen Augenblick leise mit den andern Ministern, und indem er hastig hinausging, hieß er mich ihm folgen.

Unten am Pallaste wartete unserer eine Eskorte von berittenen Gensd'armen mit dem Wagen des Ministers; ich stieg ein und er nach mir. Da ich, wie damals die gesammte Geistlichkeit von Paris, bürgerlich gekleidet war, so äußerte ich, bevor wir die Tuillerien verließen, gegen den Minister, daß es bei dieser besondern Gelegenheit wohl schicklich seyn dürfte, die äußerlichen Zeichen meines Standes anzulegen, worauf er sich aber durchaus nicht einließ.

Während der Ueberfahrt von den Tuillerien nach dem Tempel herrschte zwischen uns das dumpfeste Stillschweigen; zwei oder drei Mal versuchte jedoch der Minister, solches zu unterbrechen. „Großer Gott!" rief er aus, indem er die Kutschenfenster aufzog, „welcher abscheuliche Auftrag ist mir zu Theil geworden! Welch ein Mann! fuhr er fort, indem er von dem Könige sprach; welche Resignation! welcher Muth! Nein, die Natur allein kann so viel Stärke nicht verleihen; hier liegt etwas Uebermenschliches zum Grunde. Solche Aeußerungen boten

mir eine sehr natürliche Gelegenheit dar, eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, und ihm recht eindringende Wahrheiten zu sagen. Einen Augenblick fühlte ich mich dazu versucht, allein nach einigem Nachdenken fand ich es für meinen Zweck am gerathensten, ein vollkommenes Stillschweigen zu beobachten. Der Minister schien alles, was dieses Stillschweigen ihm sagte, zu begreifen, und öffnete den ganzen Weg über den Mund nicht mehr.

So gelangten wir, ohne beinahe ein Wort mit einander verloren zu haben, in den Tempel, und alsbald that sich die erste Pforte auf; als wir aber an das zwischen dem Hof und dem Garten gelegene Gebäude kamen, wurden wir angehalten. Der bestehenden Ordnung gemäß mußten die Commissäre von den ankommenden Personen vorerst Erkundigung einziehen. Selbst der Minister schien, gleich mir, dieser Förmlichkeit unterworfen zu seyn. Nach viertelstündigem Harren erschienen endlich die Commissäre; der Minister sagte ihnen, wer ich sey, und was für ein Geschäft mich hierher führe. Sie gaben mir nun ein Zeichen, ihnen zu folgen; und wir gingen nun insgesammt durch den in den Hof führenden Garten hindurch.

Jetzt erst eröffnete sich vor uns eine Scene des Grauens: die, obgleich sehr kleine und niedrige Pforte des Thurmes öffnete sich mit einem furchtbaren Krachen, so viele Riegel und eiserne Stangen waren dabei angebracht. Wir kamen durch einen mit Wachen angefüllten Saal in einen noch ungleich geräumigeren Saal, wo die mit der Aufsicht über den König beauftragten Commissäre des Gemeinderaths versammelt waren. Es waren ihrer ungefähr zwölf, und die meisten als Jakobiner gekleidet. Einige we-

nige ausgenommen, kündigten ihre Mienen, ihre Manieren, ihre Kaltblütigkeit, kurz Alles, als grausame, vor keinem, auch dem größten Verbrechen zurückschaudernde Seelen an.

Der Minister ging mit ihnen in eine Ecke des Zimmers und las ihnen leise die von den Tuilerien mitgebrachten Schriften vor. Nach dieser Vorlesung wandte er sich rasch um, und hieß mich ihm folgen. Der Rath widersetzte sich diesem mit einer Art von Entrüstung. Es ward aufs Neue, und zwar leise, berathschlagt, und das Resultat fiel dahin aus, daß die eine Hälfte des Raths den Minister begleiten, die andere aber zu meiner Bewachung zurückbleiben sollte.

Nachdem die Thüren wohl verschlossen waren, näherte sich mir einer der Commissäre mit einer zwar gefälligen, aber verlegenen Miene; er sprach mir von der schrecklichen Verantwortung, die auf mir ruhte, bat mich, ihm doch ja die Freiheit, die er sich nehmen müßte, nicht zu verübeln ꝛc. Ich merkte, wohin dieser Eingang zielte, und kam ihm mit der Erklärung zuvor, daß ich auf die nun einmal angeordnete Formalität einer Durchsuchung im Voraus gefaßt gewesen sey, übrigens lediglich nichts Verdächtiges in meinen Taschen habe, und daß es bloß auf ihn ankomme, sich dessen zu vergewissern. Dieser Erklärung ungeachtet wurde ich streng durchsucht. Man öffnete meine Dose und versuchte den Taback. Ein kleines stählernes Bleistift, das sich zufälligerweise in meiner Tasche fand, wurde scharf untersucht, um zu sehen, ob nicht etwa ein Dolch darin versteckt wäre.

Ich wurde nun an mehreren Schildwachen vorüber, die wahre Ohnehosen und beinahe sämmtlich betrunken waren, eine Wendeltreppe hinaufgeführt, die so

Digitized by Google

schmal war, daß kaum zwei Personen darauf neben einander vorbeigehen konnten. — Als ich in dem Appartement des Königs angelangt war, fand ich ihn mitten unter einer Gruppe von acht bis zehn Personen. Unter ihnen befand sich der Minister Garat; man hatte dem König so eben das Dekret vorgelesen, das seinen Tod auf den folgenden Tag unwiederruflich festsetzte.

Er war mitten unter ihnen voll Gleichmuth, Ruhe und sogar Anstand, und nicht Einer von denen, die ihn umgaben, zeigte in seinem Aeussern so viel Standhaftigkeit. — Sobald ich erschien, bedeutete er ihnen, sich zu entfernen, was sie denn auch stillschweigend thaten. Er selbst schloß die Thüre hinter ihnen ab, und ich befand mich nun allein mit ihm. Jetzt war ich meiner bisher unterdrückten Empfindungen nicht mehr Meister; sprachlos und in Thränen zerfließend sank ich zu seinen Füßen nieder. Dieser Anblick rührte ihn ungleich mehr, als das Dekret, das man ihm so eben vorgelesen hatte. Erst erwiederte er meine Thränen durch nichts als die seinigen; bald aber ermannte er sich wieder und sagte zu mir: „Verzeihen Sie diese Anwandlung von Schwäche, wofern man es so nennen kann; schon seit langer Zeit lebe ich mitten unter meinen Feinden, und die Gewohnheit hat mich gewissermaßen vertraut mit ihnen gemacht: allein der Anblick eines getreuen Unterthanen spricht ganz anders zu meinem Herzen: meine Augen sind dessen nicht gewohnt, und er macht mich unwillkührlich weich."

Indem er dieses sagte, führte er mich, um sich ungestörter mit mir besprechen zu können, in sein Cabinet; denn von seinem Zimmer aus konnte man Alles vernehmen. Ich mußte mich neben ihn setzen.

Digitized by Google

„Das ist also jetzt, sagte er, die große Angelegenheit, womit ich mich ausschließend zu beschäftigen habe: denn was sind alle andere Angelegenheiten neben dieser? Ich bitte Sie jedoch um einige Augenblicke Aufschub, denn meine Familie wird nun herabkommen. Hier ist inzwischen eine Schrift: es ist mir sehr lieb, Ihnen deren Inhalt mittheilen zu können.“ Bei diesen Worten zog er ein versiegeltes Papier aus der Tasche, und zerbrach das Siegel.

Es war sein Testament; er besaß Seelenstärke genug, um es selbst, und sogar zweimal abzulesen. Seine Stimme war dabei fest, und sein Gesicht veränderte sich nur dann, wenn er Namen aussprach, die ihm theuer waren; wenn hingegen von ihm selbst und seinen Widerwärtigkeiten die Rede war, so schien er davon um nichts mehr angegriffen, als es die Menschen gemeinhin werden, wenn sie von Anderer Mißgeschick erzählen hören.

Nachdem diese Vorlesung beendigt war, und die königliche Familie noch immer nicht kam, erkundigte er sich bei mir mit großer Theilnahme nach dem Schicksale der Geistlichkeit und der dermaligen Lage der französischen Kirche. —

Wir kamen unter andern auch auf den Herzog von Orleans zu reden: „Was habe ich denn meinem Vetter gethan, sagte er, daß er mich so verfolgt? .... Doch warum soll ich ihm gram seyn? ist er doch mehr zu bedauern, als ich. Allerdings ist meine Lage traurig, wäre sie es aber auch noch mehr, so würde ich doch ganz gewiß nicht mit ihm tauschen.“

Jetzt meldete dem König einer der Commissäre, daß seine Familie herabgekommen wäre, und er sie nun sprechen dürfte. Diese Worte schienen ihn zu erschüttern, und er ging pfeilschnell hinweg. — Ich

Digitized by Google

selbst, obgleich in dem Cabinete eingeschlossen, worin mich der König gelassen hatte, war nun unwillkührlich Zeuge der rührendsten Scene, die ich jemals mit angehört hatte. Nein, keine Feder ist im Stande, das Schmerzliche derselben zu schildern.

Sogleich nach beendigter Unterredung kam der König zu mir zurück, allein in einem Zustande von Verwirrung und Unruhe, der eine tief verwundete Seele verrieth. „Ach! mein Herr," sagte er, indem er sich auf einen Sessel warf, „was für eine Unterredung war das, die ich so eben hatte! Muß ich denn so zärtlich lieben und geliebt werden? — Doch, es ist vorüber, laßt uns Alles andere vergessen und nur an unser Seelenheil denken; auf diese Angelegenheit müssen jetzt alle meine Sinne und Gedanken sich zusammendrängen." —

Nach vielen Schwierigkeiten brachte ich es endlich dahin, in dem Zimmer des Königs Messe lesen zu dürfen. Es wurde mir jedoch bedeutet, daß ich des folgenden Tages spätestens um sieben Uhr meine geistlichen Verrichtungen müßte beendigt haben, weil genau um acht Uhr Ludwig Capet nach dem Orte seiner Hinrichtung abgehen müßte. —

Des andern Tages stand der König um fünf Uhr auf. Ich las nun die Messe, die der König ohne Betstuhl und ohne Polster knieend anhörte; er genoß dann das heilige Abendmahl. Ich ließ ihn, damit er sein Gebet vollendete, einige Zeit allein. Bald darauf berief er mich aber wieder, und ich fand ihn am Ofen sitzen, wo er sich kaum zu erwärmen vermochte. „Mein Gott," sagte er zu mir, „wie glücklich bin ich, daß ich meine Grundsätze behauptet habe! Was wäre ich jetzt ohne sie? Aber wie leicht muß mir mit ihnen der Tod dünken! Ja, dort oben

Digitized by Google

wohnt ein unbestechbarer Richter, der mir unfehlbar die Gerechtigkeit wird angedeihen lassen, welche die Menschen hienieden mir versagen." —

Der Tag brach eben an, als man schon in allen Sektionen von Paris den Generalmarsch schlug. Man vernahm diesen Lärm sehr deutlich im Thurm, und ich bekenne, daß mir dabei das Blut in den Adern gerann; der König aber, ungleich ruhiger als ich, horchte eine Weile und sagte dann, ohne betreten zu werden, zu mir: „Wahrscheinlich wird jetzt die Nationalgarde zusammengezogen." Bald darauf rückten Reiterei-Abtheilungen in den Hof des Tempels ein, und man vernahm sehr deutlich die Stimmen der Offiziere und das Trappen der Pferde. Der König horchte wieder, und sagte gleich kaltblütig zu mir: „Es scheint, sie sind im Anzug."

Auch in diesen letzten Augenblicken widerfuhren dem Könige noch Kränkungen. „Sie sehen," sagte er, die Achseln zuckend, zu mir, „wie diese Leute mich behandeln; allein man muß Alles erdulden können."

Jetzt erschien Santerre mit seiner Rotte vor der Thür. Der König öffnete sie, und man kündigte ihm an, daß er nun zum Tode gehen müßte. „Ich habe eben ein kleines Geschäft," sagte er zu ihnen mit Ansehen, „warten Sie meiner hier, ich werde Ihnen sogleich zu Diensten stehen." Mit diesen Worten schloß er die Thüre, ging auf mich zu, und warf sich zu meinen Füßen nieder. „Alles ist nun vollbracht, mein Herr," sagte er zu mir; „ertheilen Sie mir Ihren letzten Segen, und bitten Sie Gott, daß er mich bis an das Ende unterstützen möge."

Er erhob sich sofort wieder, ging aus seinem Cabinet hinaus und auf die, mitten im Schlafgemache

Digitized by Google

befindliche Schaar zu. Einem der Umstehenden übergab er sein Testament, und empfahl dem Gemeinderathe seinen Kammerdiener Clery. — Mit festem Tone sagte er dann: „Laßt uns aufbrechen.“

Der König ging durch den ersten Hof zu Fuß, er kehrte sich ein oder zweimal gegen den Thurm um, gleichsam um dem Liebsten, was er hienieden hatte, Lebewohl zu sagen.

Beim Eingang des zweiten Hofes stand ein Wagen; zwei Gensdarmen hielten die Schlagthüre. Bei der Annäherung des Königs stieg einer derselben zuerst hinein und setzte sich auf die Vorderseite; der König stieg nach ihm ein und setzte sich auf die Hinterseite, ich neben ihn. Der andere Gensdarme schwang sich zuletzt herein und verschloß die Schlagthüre. Man versichert, daß sie Befehl hatten, bei der ersten Bewegung, die sie unter dem Volke wahrnehmen würden, den König zu ermorden. —

Ich kann nicht unbemerkt lassen, daß wirklich eine große Anzahl dem König ergebener Personen sich entschlossen hatten, ihn mit Gewalt den Händen seiner Henker zu entreißen oder wenigstens Alles zu diesem Zwecke zu unternehmen. Ihr Vorhaben wurde jedoch durch die getroffenen Anordnungen vereitelt. —

Ich reichte dem Könige mein Gebetbuch, das einzige Buch, das ich bei mir hatte. Er nahm es mit Verwunderung an, und sagte abwechslungsweise mit mir die Psalmen her, die am meisten auf seine Lage paßten. Die Gensdarmen waren über des Monarchen ruhige Andacht ganz in Staunen versunken.

Die Fahrt dauerte durch ein Gewühl bewaffneter Bürger hindurch beinahe zwei Stunden. Der Wagen selbst war von einem bedeutenden Truppen-Corps umgeben. —

Digitized by Google

So gelangte der Wagen unter dem tiefsten Stillschweigen auf den Platz Ludwig XV., und hielt auf einem großen leeren Raume, den man um das Blutgerüst gemacht hatte, stille. Dieser Platz war mit Geschütz umgeben, und so weit das Auge reichte, erblickte man bewaffnete Schaaren.

Sobald der König merkte, daß der Wagen nicht mehr ging, flüsterte er mir zu: „Mich dünkt, wir sind auf der Stelle.“ Mein Stillschweigen bejahte es. Einer der Henker wollte nun sogleich die Schlagthüre öffnen, allein der König that ihnen Einhalt, und indem er die Hand auf mein Knie stützte, sagte er zu ihnen mit gebieterischem Tone: „Meine Herren, ich empfehle Ihnen diesen Herrn hier; sorgen Sie dafür, daß ihm nach meinem Tod kein Leid widerfahre, ich mache es Ihnen zur Pflicht, Acht auf ihn zu haben.“ Ja, ja, sagten sie, wir wollen dafür sorgen, lassen Sie uns nur machen.“

Sobald der König aus dem Wagen gestiegen war, umringten ihn drei Henker und wollten ihm seine Kleider ausziehen; er wies sie aber mit Stolz ab, und entkleidete sich selbst. Die Henker, die durch des Königs stolze Haltung einen Augenblick verdutzt geworden waren, schienen jetzt wieder kühn zu werden; sie umringten ihn neuerdings und wollten ihm die Hände binden. „Was wollt Ihr,“ sagte der König, indem er die Hände rasch zurückzog. — „Sie binden,“ antwortete einer der Henker. — „Mich binden!“ versetzte der König mit dem Tone des Unwillens: „Nein, nimmermehr werde ich mir das gefallen lassen; thut, was Euch befohlen ist, aber Ihr werdet mich nicht binden; laßt Euch das vergehen.“ Die Henker ließen nicht ab, und schickten sich an, Gewalt anzulegen.

Jetzt blickte mich der König starr an, als wolle er mich um Rath fragen. „Sire," sagte ich mit thränenden Augen, „ich sehe in dieser neuen Beschimpfung nichts als einen weiteren Zug von Aehnlichkeit zwischen Ew. Majestät und dem Gotte, der Ihr lohnen wird."

Bei diesen Worten richtete er die Augen zum Himmel empor, und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Schmerz: „Ja gewiß, sein Beispiel allein vermag so viel über mich, daß ich mich dieser Schmach unterwerfe." Er kehrte sich sodann gegen die Henker um, und sagte zu ihnen: „Macht, was Ihr wollt, ich werde den Becher bis auf die Hefe leeren."

Die auf das Schaffot führenden Stufen waren sehr beschwerlich zu ersteigen. Ich mußte den König mit meinem Arm unterstützen, und bei der Anstrengung, die er sich zu geben schien, besorgte ich einen Augenblick, daß sein Muth wanken möchte: wie groß war aber mein Erstaunen, als er, auf der letzten Stufe angelangt, gleichsam meinen Händen entwischte, mit festem Tritte über die ganze Breite des Schaffots hinwegschritt, fünfzehn oder zwanzig ihm gegenüber aufgestellten Trommelschlägern mit einem einzigen Blicke Stillschweigen gebot, und mit so starker Stimme, daß man sie in beträchtlicher Entfernung hören mußte, folgende, ewig denkwürdige Worte aussprach: „Ich sterbe unschuldig an allen den Verbrechen, die man mir aufbürdet. Ich vergebe den Ursächern meines Todes und bitte Gott, daß das Blut, das ihr vergießen werdet, nie über Frankreich kommen möge."

Digitized by Google

Auszug

aus dem

Tagebuch der Tochter Ludwigs XVI.

jetziger Dauphine von Frankreich

über die

Vorgänge im Tempel.

Digitized by Google

(Um Wiederholungen zu vermeiden, geben wir nur einen kurzen Auszug dieses merkwürdigen Tagebuches.)

Es war am 2ten Juli, als uns ein Dekret des Convents vorgelesen ward, kraft dessen mein Bruder von uns getrennt, und in dem sichersten Theile des Thurmes untergebracht werden sollte. Kaum hatte er es gehört, als er sich mit lautem Geschrei in die Arme meiner Mutter warf, und flehte, daß man ihn nicht von ihr trennen möchte. Meine Mutter ihrerseits wurde niedergedonnert durch diesen Befehl; sie wollte meinen Bruder nicht ausliefern und vertheidigte das Bett, worein sie ihn gelegt hatte, gegen die Municipalbeamten. Diese wollten sich seiner durchaus bemächtigen, drohten Gewalt anzulegen und die Wache herbeizurufen. Meine Mutter sagte zu ihnen, daß sie erst sie tödten müßten, ehe sie ihr Kind ihr entrissen; und so verging eine Stunde unter beständigem Sträuben von ihrer Seite, unter Schmähungen und Drohungen von Seite der Commissäre, und unter unserer aller Jammern und Widerstreben. Endlich drohten sie ihr so bestimmt, ihn und mich zu tödten, daß sie um unsertwillen nachzugeben genöthigt ward. Ich und meine Tante hoben ihn aus dem Bette, denn meine arme Mutter hatte nicht

mehr so viel Kraft; und nachdem er angekleidet war, nahm sie ihn und übergab ihn den Municipalbeamten, indem sie ihn mit ihren Thränen überströmte, denn sie ahnete, daß sie ihn nicht mehr sehen würde. Der arme Kleine umarmte uns alle zärtlich, und ging, in Thränen zerfließend, mit den Municipalbeamten ab. Meine Mutter ersuchte sie, den Gemeinderath um die Erlaubniß zu bitten, ihren Sohn doch wenigstens zur Essenszeit sehen zu dürfen. Sie versprachen es ihr. Der Schmerz über diese Trennung drückte sie zu Boden, aber ihr Jammer stieg bis zum Uebermaaß, als sie vernahm, daß der Schuster Simon, den sie als Municipalbeamten gesehen hatte, mit der Aufsicht über ihr unglückliches Kind beauftragt wäre. Sie verlangte unablässig, ihn zu sehen, was ihr aber nicht gestattet wurde; mein Bruder selbst weinte zwei volle Tage lang, und bat unaufhörlich, uns besuchen zu dürfen.

Wir gingen sehr oft den Thurm hinauf, weil auch mein Bruder zum öftern dahin ging, und meiner Mutter kein anderes Vergnügen mehr vergönnt war, als ihn von Weitem durch eine kleine Oeffnung vorüberwandeln zu sehen. Sie weilte ganze Stunden daselbst, um den Augenblick zu erlauern, ihr Kind zu sehen; alle ihre Erwartung, ihre ganze Beschäftigung beschränkte sich hierauf. Sie erhielt nur selten Nachricht von ihm. Simon mißhandelte meinen Bruder über alle Vorstellung, und zwar um so mehr, weil er über seine Trennung von uns weinte; zuletzt schüchterte er ihn dergestalt ein, daß das arme Kind nicht mehr Thränen zu vergießen wagte.

Den 2. August, um zwei Uhr Morgens, weckte man uns, um meiner Mutter das Dekret bekannt

zu machen, kraft deſſen ſie, auf Verlangen des Gemeinde-Prokurators, nach der Conciergerie gebracht werden ſollte. Es ſollte ihr jetzt der Prozeß gemacht werden. Sie hörte die Vorleſung dieſes Dekrets ohne Erſchütterung an: ich und meine Tante wollten ſie begleiten, was uns aber nicht geſtattet wurde. Während ſie ihre Kleider zuſammenpackte, wichen die Municipalbeamten nicht von ihr; ſie mußte ſich ſogar in ihrem Beiſeyn ankleiden. — Sie ſtieg mit einem Commiſſär und zwei Gensdarmen in einen Wagen. Bei ihrer Ankunft in der Conciergerie wurde ſie in dem ſchmutzigſten, feuchteſten und ungeſundeſten Gemache des ganzen Hauſes untergebracht. Ein Gensdarme, der Tag und Nacht bei ihr blieb, bewachte ſie auf das Strengſte. — Einige Tage nachher ließ ſich meine Mutter, um Nachricht von uns zu erhalten, unter anderem Arbeitsgeräthe ihr Strickzeug ausbitten, weil ſie für meinen Bruder ein paar Strümpfe zu verfertigen angefangen hätte; wir ſchickten es ihr, erfuhren aber nachher, daß es ihr aus Beſorgniß, ſie möchte ſich mit den Nadeln Schaden thun, nicht zugeſtellt worden ſey. Wir erhielten durch die Municipalbeamten bisweilen Nachricht von meinem Bruder, was aber nicht lange dauerte. Wir hörten ihn täglich mit Simon die Carmagnole, das Marſeiller Lied, und andere von ähnlichem Gehalte leyern. Simon ſetzte ihm die rothe Mütze auf, und lehrte ihn abſcheuliche Flüche gegen Gott, ſeine Familie und die Ariſtokraten ausſprechen. — Die Veränderung der Lebensweiſe und die Mißhandlungen zogen gegen Ende Auguſts meinem Bruder eine Krankheit zu. Simon gab ihm übermäßig zu eſſen, und nöthigte ihn mit Gewalt, Wein zu trinken, der ihm im höch-

sten Grade widerte. Dieß alles zog ihm in Kurzem ein Fieber zu; er nahm Arznei, die aber übel anschlug, und seine Gesundheit wurde gänzlich zerrüttet. Er wurde, ohne zu wachsen, außerordentlich fett; indessen ließ ihn Simon doch noch frische Luft auf dem Thurme schöpfen. —

Um diese Zeit wurden wir nicht nur aller etwaigen Bequemlichkeiten, die wir bisher noch genossen hatten, beraubt, sondern sogar genöthigt, unsere Zimmer selbst zu kehren, und unsere Betten zurecht zu machen. —

Nach einem Verhöre, das drei Tage und drei Nächte unausgesetzt fortgedauert hatte, wurde über meine Mutter das Todesurtheil ausgesprochen. Sie hörte es mit vieler Fassung an. Man gab ihr einen beeidigten Priester zu ihrem Beistande, dessen Dienste sie aber mit Sanftmuth ablehnte. Sie kniete nieder, betete lange allein, ging dann zu Bette, und schlief einige Stunden. — Einmal dem Tode geweiht, ging sie demselben mitten unter den, von einem irregeführten Volke gegen sie ausgestoßenen Verwünschungen mit Heldenmuth entgegen, der sie auch auf dem Blutgerüste selbst nicht verließ. —

Am 19ten Januar vernahmen wir in der Wohnung meines Bruders ein großes Geräusch, woraus wir schlossen, daß er den Tempel verließe, und wir wurden in dieser Meinung bestärkt, als wir mehrere Pakete hinwegtragen sahen. Ich erfuhr jedoch nachher, daß Simon abgegangen, und mein Bruder allein zurückgelassen worden wäre; eine in der That unerhörte und beispiellose Barbarei, ein unglückliches, achtjähriges, schon krankes Kind, so ganz sich selbst

zu überlassen, und in seinem Gemache unter Schloß und Riegel eingesperrt zu halten, ohne andere Hülfe, als ein schlechtes Glöckchen, das er aus Schrecken vor den Personen, die er hätte berufen müssen, und weil er lieber Alles entbehren, als etwas von seinen Verfolgern erbitten wollte, nie anzuziehen wagte. Er lag in einem Bette, das seit mehr als sechs Monaten nicht geschüttelt worden, und das er selbst zurecht zu machen, zu schwach war; es war mit Flöhen und Wanzen bedeckt, und sein Weißzeug und seine Kleider wimmelten davon. Ein volles Jahr lang ließ man ihn weder Hemd noch Strümpfe wechseln; sein Abgang blieb gleichfalls in seinem Zimmer, kein Mensch trug ihn diese ganze Zeit über hinweg. Sein Fenster war mit einem, an eiserne Stangen befestigten Vorlegschlosse verwahrt, und wurde niemals geöffnet, so daß man es in seinem Zimmer, der verpesteten Luft wegen, nicht auszuhalten vermochte. Freilich vernachlässigte sich auch mein Bruder; er hätte für seine Person etwas mehr Sorge tragen, und, da man ihm einen Krug Wassers hinstellte, sich zum Mindesten waschen können; aber das arme Kind lebte in Todesangst; er verlangte nie etwas, so sehr zitterte er vor Simon und den andern Wächtern. Er brachte den Tag mit Nichtsthun hin: man gab ihm kein Licht; dieser Zustand wirkte in moralischer und physischer Hinsicht höchst nachtheilig auf ihn. Es ist kein Wunder, daß er von einer schrecklichen Schwindsucht verzehrt ward; die lange Zeit, während welcher er gesund blieb und so vielen Grausamkeiten widerstand, beweiss die Stärke seiner Leibesbeschaffenheit. —

Am 9. Mai, als wir eben zu Bette gehen woll-

ten, öffnete man die Riegel und pochte an unsere Thüre. Meine Tante kleidete sich wieder an, und öffnete. „Bürgerin, willst du wohl hinabgehen?“ sagte man. — „Und meine Nichte?“ — Man wird sich nachher mit ihr beschäftigen.“ — Meine Tante umarmte mich und hieß mich ruhig seyn, sie würde wieder heraufkommen.“ „Nein, Bürgerin, du wirst nicht mehr heraufkommen, sagte man zu ihr; nimm deine Haube, und gehe hinab.“ Man überhäufte sie mit Schmähungen; sie litt sie geduldig, nahm ihre Haube, umarmte mich noch einmal, sprach mir Muth ein, und hieß mich auf Gott vertrauen. — Als sie unten angelangt war, wurde sie genau durchsucht, und von den Municipal-Beamten ein Protokoll, die nunmehr beendigte Aufsicht über ihre Person betreffend, aufgenommen. Nach tausend Beleidigungen ging sie mit dem Gerichtsdiener ab, stieg in einen Fiaker und fuhr nach der Conciergerie ab, wo sie die Nacht hinbrachte. Des folgendes Tages legte man ihr folgende drei Fragen vor: „Wie heißest du? — „Elisabeth von Frankreich.“ — „Wo warst du am 10. August?“ — „Im Schlosse der Tuillerien, bei meinem Bruder, dem König.“ — „Was hast du mit deinen Diamanten gemacht? — „Ich weiß es nicht. Uebrigens sind alle diese Fragen überflüssig: Ihr wollt meinen Tod; ich habe Gott mein Leben zum Opfer dargebracht, und bin bereit, zu sterben; wohl mir, daß ich nun wieder zu meinen ehrwürdigen Verwandten komme, die ich so sehr auf Erden geliebt habe!“ — Sie wurde zum Tode verurtheilt.

Sie ließ sich in das Zimmer derjenigen führen, die mit ihr hingerichtet werden sollten. Sie ermahn-

te solche insgesammt zur standhaften Erduldung des Todes mit einer Geistesgegenwart, einer Würde, und einer Salbung, wodurch Aller Herzen gestärkt wurden. Auf dem Karren bewies sie fortwährend dieselbe Ruhe, und sprach den Frauenzimmern, die bei ihr waren, Muth ein. Nachdem sie vor dem Schaffot angelangt war, beging man die Grausamkeit, sie zuletzt hinzurichten. Ihre Stärke verließ sie nicht bis zum Tode, den sie mit der Hingebung einer Heiligen erlitt.

So starb am 10. Mai 1794, Marie Philippine Elisabethe Helene, Schwester des Königs Ludwigs XVI., in einem Alter von dreißig Jahren, nachdem sie stets ein Muster von Tugenden gewesen war. —

Gegen mich verfuhren jetzt die Municipal-Beamten mit neuer Strenge. Sie nahmen mir die Messer, die ich noch hatte, und sogar den Feuerzeug *), unter dem spöttischen Vorwand hinweg, daß ich entschlummern und mich am Feuer verbrennen könnte. Dergleichen Auftritte ereigneten sich sehr häufig. —

Mein Bruder verfaulte inzwischen in Unreinlichkeit; man ging nie, außer zur Essenszeit, zu ihm hinein: man hatte nicht das mindeste Mitleiden mit diesem armen Kinde. Ich, meines Theils, mußte oft das Nothwendigste entbehren und die niedrigsten Dienste verrichten.

In diesem Zustande befanden wir uns, als am 10. Thermidor, Morgens um sechs Uhr, auf einmal ein gewaltiger Lärm im Tempel entstand. Er wurde durch die Ankunft einiger Mitglieder der National-Versammlung veranlaßt, welche eine Nachsuchung anstellten, um sich zu versichern, ob Alles ruhig wäre.

*) Mit dem ich Feuer in dem Ofen angemacht hatte.

Digitized by Google

Ich hörte die Riegel an meines Bruders Zimmer öffnen, — stand hastig auf, und war angekleidet, als die Mitglieder des Convents bei mir eintraten. Sie machten einige unbedeutende Fragen an mich, und begaben sich dann hinweg. Drei Tage nachher, Nachts um halb zehn Uhr, als ich bereits wegen Mangels an Licht zu Bette gegangen war, pochte man an meine Thüre, um mich dem Convents-Comm. Hr Laurent, der mit der Aufsicht über mich und meinen Bruder beauftragt war, vorzustellen. Ich stand auf; es wurde eine genaue Nachsuchung vorgenommen und Alles dem Hrn. Laurent gewiesen.

Des folgenden Tages, um zehn Uhr, trat Herr Laurent in mein Zimmer; er frug mich mit Höflichkeit, ob ich nichts nöthig hätte. Diese Besuche wiederholte er täglich dreimal, und benahm sich jedesmal höflich. — Nach Verfluß von drei Tagen erschien eine Deputation von Seite des Convents, um meines Bruders Gesundheits-Zustand zu untersuchen; sie hatte Mitleiden mit ihm, und befahl, ihn besser zu behandeln. Laurent ließ ein in meinem Zimmer befindliches Bett zu ihm schaffen, weil das Seinige von Wanzen wimmelte; er ließ ihn Bäder nehmen, und von dem Ungeziefer, womit er bedeckt war, reinigen. Indessen ließ man ihn immer noch allein in seinem Zimmer. — Ich erkundigte mich bei Hrn. Laurent nach meinen Verwandten, deren Tod mir noch immer unbekannt war, und verlangte, zu meiner Mutter gebracht zu werden. Er antwortete mit sehr verlegener Miene, daß ihn das nichts anginge.

Des folgenden Tages kamen Leute mit Schärpen, an die ich die nämlichen Fragen richtete. Sie antworteten mir gleichfalls, daß das sie nichts anginge,

Digitized by Google

und sie nicht wüßten, warum ich meinen bisherigen Aufenthalt zu verändern wünschte, indem er mir doch ganz gut zuzuschlagen schiene. „Es ist schrecklich, sagte ich zu ihnen, daß ich nun schon ein Jahr von meiner Mutter getrennt bin, und von ihr und meiner Tante nichts weiß.“ — „Sie sind doch nicht krank?“ — „Nein, mein Herr, aber die grausamste Krankheit ist die des Herzens. — „Sie haben es schon gehört, daß wir nichts hiebei thun können; ich rathe Ihnen, Geduld zu tragen, und auf die Güte der Franzosen zu hoffen.“ Ich erwiederte nichts mehr. —

Mit Anfang Novembers fanden sich Civil-Commissäre, das heißt, von jeder Sektion ein Mann, ein, die 24 Stunden im Tempel verweilten, um meines Bruders Existenz zu beurkunden. In den ersten Tagen desselben Monats langte ein anderer Commissär, Namens Gomier an, der dem Hrn. Laurent zugegeben war. Er nahm sich meines Bruders mit der größten Sorgfalt an. Man hatte den unglücklichen Knaben seit langer Zeit ohne Licht gelassen; die Furcht tödtete ihn beinahe. Hr. Gomier wirkte aus, daß ihm, so wie der Tag sich geneigt hatte, ein Licht gegeben wurde; er brachte sogar, um ihn zu unterhalten, einige Stunden bei ihm zu. Er wurde bald gewahr, daß dessen Knie und Handgelenke geschwollen waren, und glaubte, daß er Knoten bekommen würde; er sprach davon mit dem Ausschuß, und verlangte, daß man ihn in den Garten hinabgehen lassen sollte, um Bewegung zu machen. Er ließ ihn vorerst aus seinem Zimmer in den kleinen Saal hinabgehen, diese Orts-Veränderung behagte meinem Bruder sehr. Er erkannte bald Herrn Gomiers Sorgfalt, wurde davon gerührt,

Digitized by Google

und schmiegte sich ihm an. Der arme Knabe war schon längst an nichts, als die größten Mißhandlungen gewöhnt; denn wohl schwerlich dürfte es ein Beispiel von einem gleich barbarischen Verfahren gegen ein Kind geben. Am 19. Dezember kam der Ausschuß seiner Krankheit wegen in den Tempel. Der Winter ging ziemlich ruhig vorüber; meine Wächter benahmen sich sehr höflich und gefällig. —

Mein Bruder bekam einige Anfälle von Fieber; er saß beständig am Feuer. Laurent und Gomier bewogen ihn, auf den Thurm zu steigen, um frische Luft zu schöpfen; kaum war er aber oben, so verlangte er, wieder hinabzugehen; er wollte nicht gehen und noch weniger steigen; seine Krankheit verschlimmerte sich, und seine Knie schwollen stark.

An Laurents Stelle trat jetzt Lonie, ein braver Mann, der sich nebst Gomier meines Bruders sehr annahm.

Zu Anfang des Frühjahrs verschlimmerte sich meines Bruders Krankheit von Tag zu Tag; auch sein Geist litt durch die Härte, mit der man ihm so lange Zeit hindurch begegnet war, und wurde allmählig immer schwächer. Der allgemeine Sicherheits-Ausschuß schickte den Arzt Dessault, um ihn zu berathen; er übernahm es, ihn wieder herzustellen, ob er schon seine Krankheit für sehr gefährlich erkannte. Dessault starb; seine Stelle vertraten Dumangin und der Wundarzt Pelletan. Sie schöpften keine Hoffnung. Man ließ ihn Arzneien einnehmen, die er nur mit großer Mühe verschluckte. Glücklicherweise litt er durch seine Krankheit nicht viel; es war vielmehr eine Entkräftung und ein allmähliges Absterben, als ein empfindliches Wehe. Er hatte mehrere bedenkliche Crisen; er ward von einem Fie-

Digitized by Google

der befallen, seine Kräfte nahmen von Tag zu Tag ab, und er verschied ohne Todeskampf.

So starb am 9. Juni 1795, Nachmittags um vier Uhr, Ludwig XVII., in einem Alter von zehn Jahren und zwei Monaten. Die Commissäre vergoßen herbe Thränen über ihn; so sehr hatten sie ihn seiner anziehenden Eigenschaften wegen liebgewonnen. Er hatte viele Geistes-Anlagen besessen, die aber durch die Grausamkeiten, deren Opfer er war, sehr gelitten hatten. Bei längerem Leben hätte vielleicht dieser Umstand auf seinen moralischen Zustand höchst nachtheilig eingewirkt.

Ich glaube nicht, daß er, wie man behauptet hat und noch behauptet, vergiftet worden ist. Dieß ist nach dem Zeugnisse der Aerzte ungegründet, die seinen Körper geöffnet und nicht die mindeste Spur von Gift darin gefunden haben. Die Arzneien, die er während seiner letzten Krankheit genommen hatte, wurden aufgelöst und gesund befunden. Das einzige Gift, das seine Tage verkürzt hat, ist die Unreinlichkeit, verbunden mit der schrecklichen Behandlung, der Grausamkeit und Härte, die ihm wiederfahren sind.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google